

PT
2534
T2B67

Cornell University Library
PT 2534.T2B67

Fanny Tarnow;



3 1924 026 225 999

oia

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY



FROM

DATE DUE

~~5~~ OCT 27 1987

Interlibrary Loan

~~INTERLIBRARY LOAN~~

~~JAN 05 1989~~

~~RIG~~

~~Interlibrary Loan~~

Interlibrary
Loan

Fanny Tarnow.

Fanny Tarnow.

Ein Lebensbild

von

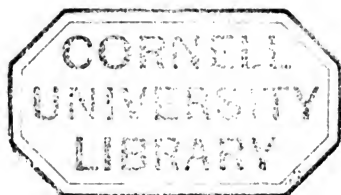
Charlotte Elise Marianne
Amely Bölte.

In jeder Menschenbrust wohnt
ein Engel, der leise spricht, wenn
man nur hören will.

Berlin.

Verlag von R. Wegener.

—
1865.



V o r w o r t.

Die Tagebücher meiner verstorbenen Tante sind mir mit dem Auftrage zugegangen, daraus die für das Publikum interessanten Thatsachen zu entnehmen. Ich habe mich dieser Aufgabe mit möglichster Gewissenhaftigkeit unterzogen, ihre Bekenntnisse waren der intimsten Art; doch gehört nicht Alles, was man sich selbst eingesteht, vor das Forum der Oeffentlichkeit.

Der Schmerz und das Glück ihres Lebens beruhte in der Zärtlichkeit ihres Herzens, dem ein gezogener Kreis für seine Thatkraft fehlte. Ihre Mühen und Sorgen, sich, als Alleinstehende, eine Stellung zu erringen, sind so anerkennenswerth, als beispielvoll für jene Alle, welche die Vorsehung angewiesen hat, ihr eigenes Schicksal zu gründen.

Tapfer hat sie ihre Aufgabe gelöst. Möge sie muthige Nachfolgerinnen finden. —

Allen jenen Frauen, welchen es beschieden ist, für ihre Existenz zu kämpfen, sei dies Buch gewidmet. Ehrend mögen sie dann der Vorgängerin gedenken, welche ihnen gezeigt hat, daß auf dem rauhesten Pfade durch Liebe ein Vergißmeinnicht zu pflücken ist.

Die Verfasserin.

I.

Das Kind.

Das, was wir sind, sind wir durch
unser Leben; und das, was wir schei-
nen, durch unser Glück.

Fanny Tarnow.

Am 17. December des Jahres 1779 wurde dem Commissionsrath Tarnow und seiner Frau ihr erstes Kind, ein Mädchen geboren, welches in der Taufe den Namen Fanny erhielt. Freude und Glück herrschte darüber im Hause. Beide Eltern waren schön, gesund und voll froher Hingabe an das Leben und seine Lust. Heitere Lieder wurden demnach an der Wiege der Kleinen gesungen.

Der Commissionsrath Tarnow war Advocat und bekleidete beim Hof- und Landgericht der Stadt Güstrow ein Amt. Weder seine Stellung noch sein Vermögen berechtigten ihn nach der Hand einer Gattin zu streben, welche, aus alter Familie, vermögend und

schön, ganz andere Ansprüche erheben konnte; allein seine gewinnende Persönlichkeit hatte ihr Herz erobert, und ihren Vater, den Landrath von Holstein, seine Einwilligung zu der Verbindung zu geben vermocht.

Der talentvolle junge Advocat konnte unter der Protection dieses Schwiegervaters eine glänzende Laufbahn hoffen; einstweilen aber richtete sich das junge Paar ein, als ob diese nicht erst in Aussicht stehe, sondern bereits gemacht sei. Sie bezogen ein eigenes Haus, nach unseren jetzigen Begriffen nicht groß, für die damalige Zeit aber sehr geräumig. Der Speisesaal hatte Trumeaux mit Consolen, der Salon Möbel und Vorhänge von gelbem Atlas, eine Equipage, Köchin, Jungfer und Diener fehlten gleichfalls nicht. Die junge Frau, an diesen Aufwand gewöhnt, fand ihn in der Ordnung; ihr Gatte rechnete nicht und hoffte auf sein gutes Glück.

Güstrow ist eine Landstadt an einem der vielen Seen Mecklenburgs gelegen, welche das Einförmige der Landschaft unterbrechen, und hat sich von jeher durch die Bildung seiner Bewohner vortheilhaft ausgezeichnet. Ein großes Schloß dient ihm zur Zierde. Zur Zeit des 30jährigen Krieges von Wallenstein bewohnt, ist es jetzt zu einem Landarbeitshause einge-

richtet. Die Umgegend zählt einen reichen Landadel; die Hahn-Hahn, Bof, Plessen, Ostensacken, Schlieben, haben nach dieser Seite hin ihre Sitze.

Die Bewohner der Stadt verkehrten viel mit denen des flachen Landes. Der Commissionsrath Tarnow wurde durch seine Gattin mit in diese Kreise gezogen, in die er sonst eigentlich nicht gehörte. Auch bis in diese ferne Weltecke waren französische Sitten und französische Moden eingedrungen, man gab Maskeraden und allerhand Mummenscherz, liebte galante Abenteuer, und wurde durch das Beispiel des Herzogs Friedrich, die Blumen zu pflücken, auch wenn sie in einem fremden Garten wuchsen, bestärkt. Man sollte nicht glauben, wie viele Feste die Leute gaben und wie das Vergnügen Ziel und Zweck ihres Lebens zu sein schien! — In heutiger Zeit würden schon die Mittel diese vielen Lustbarkeiten nicht gestatten. Freilich waren damals alle Lebensbedürfnisse so wohlfeil, daß man sie jetzt für geschenkt hielt.

Der Landrath von Holstein hatte seine Gattin, ein Fräulein von Lefort auf Möllenhagen, schon seit längerer Zeit verloren, und als seine Tochter Amalie sich mit dem Commissionsrath Tarnow verheirathete, gab er seinen Hausstand auf und speiste bei dem jungen Paare. Die kleine Fanny ward,

sein großer Liebling. Sie freute sich, wenn die Equipage des Großvaters gerollt kam, der Bediente den Schlag öffnete, und der stattliche alte Herr, auf seinen Stock mit goldenem Knopfe gestützt, auf dem Haupte die große Perrücke mit dem Haarbeutel, in Schuh und Strümpfen, den bunten Rock mit Goldstickerei über der schönen Atlasweste, in das Haus trat, wo seine Tochter ihn ehrerbietig empfing, den Herrn Papa mit „Sie“ anredete und ihm die Hand küßte; während die Enkelin auf seine Kniee stieg und mit ihm scherzte.

Bald kamen noch einige Geschwister hinzu, um die Kinderstube für die Kleine belebter zu machen. So kannten ihre ersten Jugendjahre nur die heitersten Eindrücke, und was dem Kinde unbewußt sich einprägte, waren Bilder eines häuslichen Lebens, dessen Glanz, Stattlichkeit und würdevollen Formen aus der Kleidung, den Sitten, der ganzen Anschauungsweise des vorigen Jahrhunderts hervorzogen. Mit dem schwarzen Frack ist in dem Bezug alles anders bei uns geworden, und wenn auch die Crinoline gewissermaßen den Reifrock vertritt, so kann sie doch nimmermehr das „sich gehen lassen“ verhindern, welches auch die Männer mit der einfachen Kleidung angezogen haben.

Die kleine Fanny war ein sehr aufgeregtes Kind, mit großen, leuchtenden, dunkeln Augen, und entwickelte sich sehr rasch. Leider sollte ihrer Frühreise durch einen Unfall eine Schranke gesetzt werden; denn in ihrem vierten Jahre erfuhr sie das Mißgeschick, aus dem Fenster des zweiten Stockes auf die Straße zu stürzen und ein Blutgefäß zu brechen. Von da an wurde sie kränklich und erregte ernste Besorgniß. Man entdeckte an ihr keine sichtbare Verletzung, allein ohne Zweifel war ihr Gehirn erschüttert worden, sie konnte nicht gehen, man mußte sie tragen oder fahren.

Die Aerzte riethen Landluft und die Tante Minna auf Möllenhagen, eine Cousine ihrer Mutter, erbot sich sie zu sich zu nehmen. Diese Tante Minna lebte dort mit drei unverheiratheten Brüdern, und widmete dem kleinen kranken Mädchen die sorgfältigste Pflege. Nach und nach erstarfte nun ihre Gesundheit, sie lernte wieder, wenn auch erst nur auf Krücken gehen; doch blieb sie immer noch ein Gegenstand des Mitleids und wurde nur ver-, nicht erzogen. Leidenschaftlich, wie sie war, mußte man, um sie nicht zu reizen, in gar vielen Dingen ihr nachgeben oder ein Auge zudrücken, und von einer Pflichterfüllung, einem blinden Gehorsam war keine

Rede. Wie schwer hatte sie diese Mängel ihrer Jugenderziehung später zu büßen!

An einen regelmäßigen Unterricht war natürlich nicht zu denken. Sie lernte lesen, schreiben, rechnen, und französisch, welches schon darum eine Nothwendigkeit wurde, weil es die Umgangssprache der Familie war.

Jugendgespielen hatte sie nicht, da Kinderspiele ihre Kränklichkeit nicht gestattete; so griff sie denn zu der Unterhaltung der Erwachsenen, zu Büchern, und las alles, was ihr unter die Hände fiel.

Die Herren von Lefort waren aus Rußland hier eingewandert, nachdem sie unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth bei Hof in Ungnade gefallen, und hatten ihre fremden Sitten beibehalten. Wieder sah Fanny Tarnow hier das vornehme Wesen eines Familienkreises, in welchem man die Form inne hält und das gemeinsame Beisammenleben dadurch verschönert und erleichtert. Wenn sie während ihres spätern Lebens so vielfach den Umgang hochgestellter Personen suchte, so geschah es weniger ihrer Gesinnung nach, die, wie es sich von ihrem Bildungsgrade erwarten läßt, jedem Fortschritt in der Entwicklung des Menschengeschlechtes huldigte, als dieser ersten

Jugendeindrücke wegen, welche sie in solchen Formen ein verwandtes Element finden ließ.

Ihre große Begabung zeigte sich schon dadurch in diesem Kreise älterer Personen, daß sie deren Unterhaltung aufmerksam folgte, und, was sonst in jenen Tagen Kindern nicht verstattet war, auch mit einzusprechen wagte. Daneben aber forderte sie vielfach die Geduld ihrer Umgebung durch ihr leidenschaftliches Wesen heraus. Sie wurde verzogen, beanspruchte es aber auch, sah häufig eine Kälte, eine Vernachlässigung, wo diese nicht stattgefunden, und ließ es an Thränenströmen und kleinen Scenen einer Empfindlichen nicht fehlen.

Leidenschaftlich hing sie sich an die großen Namen der Geschichte. Als die achtziger Jahre den Freiheitskrieg in Amerika brachten, träumte sie nur von Washington, als die Revolution in Frankreich ausbrach, weinte sie ganze Nächte um die schöne, unglückliche Königin. Diese gewaltige Erregbarkeit ihres Gefühlslebens störte den Fortgang ihrer körperlichen Entwicklung, sie schoß hoch auf, war aber dabei so dürr, daß ihre Arme nur den Umfang eines ordentlichen Fingers hatten und sie einem wandelnden Gerippe glich. Die großen, leuchtenden schwarzen Augen erschienen über den eingefallenen Wangen

noch größer und bekamen etwas Ueberirdisches, Geisterhaftes in ihrem Ausdrucke; die Nase trat zu sehr hervor und war meistens geröthet, die rabenschwarzen Haare wuchsen spärlich und lagen schlicht und glänzend über der etwas schmalen Stirn. Man konnte sie nicht schön nennen; doch fiel sie jedem auf und erregte Interesse. Man durfte sie nur ansehen, um mehr von ihr wissen zu wollen.

Dem Elternhause und ihren drei jüngeren Geschwistern war sie durch die Jahre ihrer Abwesenheit entfremdet worden und jene nannten sie, wenn sie sie sahen, fortan stets Mademoiselle Fanny. Dieser fremde Ton paßte sich übrigens ihrem Verhältnisse zu ihnen auch ganz gut an; denn obwohl Kind an Jahren, war sie ihrem Wesen nach kein Kind und fühlte sich ihnen gegenüber so erwachsen, daß sie sie wie eine kleine Herrin behandelte und Gehorsam forderte.

Sie wurde leider in ihrem dreizehnten Jahre ihrem ländlichen Aufenthalte entzogen und in die Stadt zurückversetzt; denn die Tante Minna verheirathete sich mit einem Major von Binanco und zog nach Potsdam. Bei den drei unvermählten Dufeln konnte sie nicht allein zurückbleiben.

Dem Stadtleben mußte sie sich nun anpassen lernen.

Mit Kindern konnte sie nicht verkehren, unter Erwachsenen fand sie sich überschen und stand also ziemlich allein. Man wollte sie daher confirmiren lassen und ließ sie zu dem Zwecke an den Religionsstunden Theil nehmen.

Außerdem las sie wieder viel. Auch ihre Mutter war eine eifrige Leserin und abonmirte darum in einer sehr guten Leihbibliothek des Ortes. Fanny verschlang alles, was diese für sich dort holen ließ, und es war kein Wunder, wenn auf diese Weise in ihrem Kopfe ein sehr buntes Gemisch entstand. Sie bekam einen Anstrich des Phantastischen und suchte das Außergewöhnliche. Fand sie darin Nachsicht bei der Mutter und ebenso bei dem ihr stets gleichgeneigten Großvater, so fuhr der Herr Papa dagegen oft mit einem Donnerworte ihr entgegen, das sie tief verletzte; denn getadelt sah sie sich nicht gern, man hatte sie daran nicht gewöhnt, und sie bildete sich dann ein, ihr Vater liebe sie nicht, weil er ihr zürnen konnte.

War ein Mädchen confirmirt, so war es erwachsen und wurde in die Welt eingeführt. „Bierzehn Jahre und sieben Wochen“, so ungefähr lautete damals der Termin ihrer Heirathsfähigkeit. Sonntags fanden sogenannte Assembleen statt; dies waren Versamm-

lungen der ersten Familien in einem öffentlichen Locale, wo meistens gespielt wurde, wie denn überall die Karten eine Hauptrolle bei den Zusammenkünften des vorigen Jahrhunderts abgaben. Gleich nach ihrer Confirmation wurde Fanny hier eingeführt. —

Durch die Verwandten ihrer Mutter hatte sie in der adeligen Gesellschaft eine ganz feste Stellung, sie fühlte sich daher in keiner Weise zurückgesetzt, besonders auch, weil die Eltern nach wie vor auf demselben vornehmen Fuße lebten. Ohne Zweifel hätte sie sich unter so günstigen äußeren Verhältnissen in wenigen Jahren verheirathet und in der eigenen Familie eine ihr nöthige innere Ruhe gefunden, wenn nicht die Lage des Elternhauses grade jetzt einen Umschwung erlitten, der die traurigsten Folgen für sie haben sollte.

Der Commissionsrath Tarnow verdiente als Advocat sehr bedeutend beim Verkaufe von Gütern. Nun wurde in dieser Zeit ihm das Gut Neu-Poserin angetragen, und zwar unter Bedingungen, die so vortheilhaft waren, daß er es nicht aus der Hand lassen wollte, und, da sich nicht gleich ein Käufer fand, der hinreichend bot, es einstweilen selbst übernahm. Er schlug seiner Gattin vor, mit den Kindern

den nächsten Sommer dort zu verleben, und folglich übersiedelte sie mit dem ersten Frühlingsgrün dahin.

Fanny war glücklich über den neuen Wohnort. Ihre immer rege Phantasie beehrte frischer Eindrücke, aus denen sich Verhältnisse und Abenteuer entspannen. Hätte man sie zu körperlicher Thätigkeit angehalten, sie gezwungen sich regelmäßiger zu beschäftigen, so wäre dieser vorwiegenden Seite ein Gegengewicht geboten worden, welches sie befähigt hätte, den richtigen Blick für die Mitte des Lebens zu bewahren; aber die Gefahr, welche für junge Mädchen darin liegt, Herrinnen ihrer Zeit zu sein und eigentlich nichts Bestimmtes damit zu beginnen, war damals so groß, wie sie jetzt ist.

Die Leiden des jungen Werther erschienen und es ist bekannt, welche Wirkung das Buch hervorbrachte. Die Commissionsrätbin Tarnow hatte es aus der Leihbibliothek zugesendet erhalten und Fanny griff begierig darnach. Da sie auch ihre Geschwister diesen Genuß theilen lassen wollte, so lud sie sie zu einer Waldpromenade ein, setzte sich auf einen Baumstamm, hieß sie im Grase sich lagern und las es ihnen vor.

Ganz friedlich ging es dabei freilich nicht zu, denn sie verlangte, daß sie gerührt sein, daß sie über

die Leiden des jungen Werther Thränen vergießen sollten; und da die jungen Gemüther die Situation nicht völlig in sich aufzunehmen vermochten, so gab es harte Vorwürfe.

Die Folge war, daß auch sie jetzt einen Werther suchte, ihn in jedem neuen Bekannten ahnte, jeden jungen Mann darauf ansah, ob er solche Empfindungen ihr zu widmen im Stande wäre; freilich gehörten dann auch Verhältnisse dazu, die seinen freiwilligen Tod erheischten, allein diese ließen sich herbeiführen.

Das Sommerleben, statt durch seine Einsamkeit beruhigend auf sie zu wirken, hatte ihren Hang zu phantastischen Träumereien noch genährt, und als sie mit dem Herbst in die Stadt zurückkehrten, sah sie in Wahrheit den Wald vor lauter Bäumen nicht. Die zu große Selbstbeschäftigung nährte die Neigung, durch ihre Persönlichkeit aufzufallen, sie kleidete sich daher nicht mehr im Sinne der allgemeinen Mode, sondern ersann für sich neue Trachten, wollte überhaupt dem Herkömmlichen nicht mehr jene Achtung zollen, welche dazu beiträgt, uns in dem großen Verbande mit Anderen die eine gemeinsame Straße wandeln zu lassen.

Für ein so junges Mädchen waren Grundsätze

der Art gefährlich und es kam zu heftigen Scenen mit ihrem Vater. *) Dieser konnte ihr Benehmen um so weniger gut heißen, weil sie, ohne schön zu sein, durch das Hervorheben ihrer Persönlichkeit die Ansprüche einer Schönheit machte und dadurch lächerlich wurde.

Der Commissionsrath fand im Laufe des Winters Gelegenheit, sein Gut mit Vortheil zu verkaufen, worüber die ganze Familie ein trübes Gesicht machte; denn der kommende Sommer hatte ihnen schon mit einem neuen Landaufenthalte gelacht, dessen sie in dieser Weise verlustig gingen. Das einmal Gewährte beanspruchten sie bereits wie ein Recht; sie glaubten, die Landluft nicht mehr entbehren zu können. Bei seiner eigenen Neigung zum Luxus fand solche Klage ein offenes Ohr. Er suchte nach einer neuen Gelegenheit, ein kleines Gut als Eigenthum zu erstehen, das dann diesem Zwecke für immer dienen könne, und als er bald darauf ein Gehöft fand, das ihm die nothwendigen Bedingungen erfüllte, erstand er es und nannte es seiner Frau zu Ehren Amalienhof. **)

*) Die Schilderung ihres Verhältnisses zu ihrem Vater, wie wir sie in ihrer Natalie finden, ist nicht auf Wahrheit gegründet, verletzte Selbstliebe schuf diese eingebildete Situation.

**) Dies Amalienhof ist kürzlich in die Hände eines Baron von Lesfort gekommen, der 110,000 Thlr. dafür gegeben hat.

Die Freude darüber war groß. Man fuhr hinaus, es in Augenschein zu nehmen; dabei stellte sich jedoch heraus, daß es die Annehmlichkeiten, welche Neu-Poserin so einladend erscheinen ließen, nicht besaß. Es war nur ein sehr kleines Wohnhaus vorhanden, das, um die Familie bequem aufzunehmen, erst vergrößert werden mußte, und der Garten enthielt nur das Nützliche, nicht das Schöne, kein Wald, kein Park lehnte sich daran, die ganze Umgebung bestand in Feldern und bot dem Auge keinen Reiz.

Der Commissionsrath bemerkte den übeln Eindruck. Er mochte jetzt wohl einsehen, daß er ohne Vorbedacht gehandelt, und um den Fehler, ohne ihn einzugestehen, gut zu machen, pachtete er die angrenzende fürstliche Domaine Dalkendorf dazu, und wies diese seiner Familie als Sommeraufenthalt an, bis Amalienhof ein neues Wohnhaus erhalten haben würde.

Man hüte sich vor dem ersten unbedachtsamen Schritte auf einer neuen Bahn; denn wie leicht folgt diesem der zweite und dritte nach, und schließlich weiß man nicht mehr in welche Ferne man sich verlieren wird.

Natürlich machte die Verwaltung von zwei Gütern dem Commissionsrath viele Mühe, er sollte bald hier

bald dort sein, sollte in Amalienhof den Bau leiten, in Dallendorf die Felder bestellen, und fand denn doch, daß seine Geschäfte in der Stadt darunter litten und er nicht Deconom und Advocat zugleich sein könne. Das Eine war sein Fach, das Andere verstand er nicht. Sonderbarer Weise hatte das letztere darum gerade einen großen Reiz für ihn, er bildete sich ein aus den Feldern Geld schlagen zu können, und voll dieses unüberlegten Selbstvertrauens, ging er eines Tages in einer Anwendung von Laune auf das Gericht und legte sein Amt nieder.

Seiner Gattin hatte er vorher von diesem Vorhaben nichts mitgetheilt, um so größer war nun ihr Erstaunen, ihr Erschrecken, ja ihr Entsetzen, als er ihr diese neue That verkündete.

Geschehenes ändert man nicht; ihre Thränen, ihre Klagen halfen dem Uebelstande nicht ab, man mußte hinnehmen, was sich nicht ändern ließ, und nicht noch Erbitterung aufkommen lassen, wo die Reue ohnehin schon wurmen mochte.

Vorerst galt es nun, das Haus in Güstrow zu verkaufen, das ihr so liebe Haus, in welchem ihre Kinder geboren waren, worin sie sechszehn Jahre ihrer Ehe verlebt hatte. Die Möbel wanderten mit,

darin bestand noch ein Trost; der Großvater aber mußte zurückbleiben; in seinem Alter scheidet man nicht mehr gern von dem Gewohnten, und wenn auch Fanny noch bei ihm verweilte, so ersetzte ihm das nicht die Familie und nicht den lieben Verkehr mit den Enkeln.

In Dalkendorf wohnte man nun. Ganz in dessen Nähe lag das Städtchen Leterow, berühmt wegen der engen Begriffe seiner Bewohner, von denen die seltsamsten Geschichten im Umlaufe waren. Man machte bei den Behörden Besuch, so wie bei den Gutsnachbarn in weitem Umkreise. Mademoiselle Fanny saß neben ihrer schönen Mutter in der Kutsche, der Säger mit dem Federhute schwang sich zu dem Kutscher auf den Bock, und stattlich und vornehm ging es durch die schlechten Wege, welche im Sommer tiefen Sand, im Winter nur grundlosen Morast boten.

Fanny specularte jetzt wieder auf allerlei Abenteuer, von denen ihr Kopf voll war. Bei jeder neuen Bekanntschaft malte sie sich den hervorgebrachten Eindruck aus und knüpfte an diesen ihre Folgerungen. Ewig thätig war ihr Gehirn, unter dem Einfluß einer überwiegenden Phantasie. Alles, was nicht da war, wußte sie sich zu schaffen.

Sie hatte nun die Größe einer völlig Erwachsenen erreicht, wenn auch die Fülle ihr abging, und

konnte, was ihr Alter betraf, an eine Verbindung denken. Dem Auftreten ihrer Eltern nach war eine solche für den Freier wünschenswerth. Leider aber schreckte sie die Bewerber durch einen zu schnellen Gang ihrer Liebesintriguen, weil sie in ihrem Kopfe nach dem ersten, zweiten Begegnen, alles Folgende fertig hatte, und schnell am Ziele war, während jene noch bei dem A. still standen. Sah sie sie wieder, so hatte sie innerlich so viel mit ihnen verkehrt, hatte sie so lange, eingehende Unterhaltungen mit ihnen gepflogen, daß sie, bei so vertraulicher Beziehung, deren fremdes Wesen nicht begriff, und entweder sich gekränkt fühlte, oder ihnen Vorwürfe darüber machte. Jene aber, nicht ahnend, welchem Spiele der Phantasie sie dies Entgegenkommen dankten, legten ein solches Benehmen einem jungen Mädchen ihres Alters übel aus und wandten sich von ihr ab. Die Folge war, daß bei einem liebeglühenden Herzen ihr selten Liebe ward, und sie beständig über abgerissene Fäden klagte, wo in Wahrheit die Neigung des Anderen durch nichts sich verrathen hatte.

II.

Die Jungfrau.

Wenn wir durch fremde Schuld leiden, so schmerzt es; sind wir selbst aber schuldig, so schlägt es nieder.

Fanny Tarnow.

Der Commissionsrath ging nun vor allen Dingen mit Eifer an seine Landwirthschaft. Er ließ sich alle über dieselben vorhandenen Werke kommen und studirte darin. Fanny war sogleich bereit, sich diesen Studien anzuschließen. Dadurch bahnte sich ein neues Verhältniß zwischen Vater und Tochter an, sie hatten nun ein Interesse gemeinsam und eine Unterhaltung für sich, an die ein Dritter sich nicht leicht betheiligte.

Aber von der Theorie sollte nun auf die Praxis übergegangen werden, und hier angekommen, fehlte es Beiden nicht nur an den logischen Folgerungen, sondern auch an der Geduld, welche ihr Ziel in's

Auge faßt, und, bis es erreicht ist, warten kann. Beide aber wollten plötzlich die ihnen verheißenen Resultate erhalten. Der Commissionsrath sah schon seine Säcke Goldes, Fanny Ernten, wie sie im Paradiese gereift sein mögen; genug aber, beide verstanden sich in dem Glauben an ihre Hoffnungen.

Es wurde nach einer neuen Methode gedüngt gesäet; und als das erste Grün sproßte, ritt Fanny mit ihrem Vater auf das Feld und musterte den Stand der Saat. Von da an ritten sie täglich hin. Allein, wie sie auch wachten und lauschten, und wünschten und spähten, es sah doch schließlich nicht viel anders aus, wie das der Nachbarn, und alle Kunst sicherte die Felder nicht gegen Hagelschlag nicht gegen Gewitterschauer oder Dürre.

Die Ausgaben waren so groß gewesen, die Einnahmen so klein, daß ihnen der Muth sank. Der Commissionsrath bedauerte, sein Amt und seine Advocatur aufgegeben zu haben, Fanny konnte keine Poesie mehr in einer Beschäftigung erblicken, die in ihren Resultaten nichts von jenem Reichthum und jener Fülle brachte, die ihre Phantasie ihr vorgepiegelt; sie zog sich von da an in ihr Zimmer zurück und las in Jean Paul.

Es war Winter, die Fenster mit einer dichten Eisschichte überzogen, der Schnee vor den Thüren,

im Ofen knisterte das Feuer und versprach behagliche Wärme; sie stützte das Haupt in die Hand und ließ vor ihrem innern Auge jene Truggestalten auftreten, vor denen sie täglich mit neuem Reize, in neuer Form, in einer neuen Rolle erscheinen konnte.

Es war die Comödie des innern Gesichtes, welche sie sich vorspielte.

Bald wurde sie eine Meisterin in dieser Kunst des Subjectivismus, die sie jetzt freilich nur für sich übte, die aber, als sie in der Litteratur auftrat, ganz dasselbe geschrieben blieb: das Reproduciren des Ich.

Auch ein Krümchen Hochmuth liegt diesem Spiele zum Grunde, man möchte vor sich schöner, besser erscheinen, als man in Wirklichkeit ist, und schafft sich darum ein Bild seiner selbst, welches allen Anforderungen der Eitelkeit genügt. So läuft das Ganze schließlich auf ein fortwährendes Kipeln der Selbstliebe hinaus.

So leicht sich dies alles jetzt sagt, so hatte die Sache selbst doch eine sehr tragische Seite, denn Fanny Tarnow verscherzte damit das Glück, welches sie suchte, einem geliebten Manne sein Liebstes zu sein. —

Sie hatte Niemand, der ihr warnend zurief, daß sie einen falschen Weg wandele, und geschah dies von

Seiten ihrer Mutter, so glaubte sie ihr nicht, weil diese schön war, und es den Argwohn erzeugte, daß sie sie nicht richtig beurtheilen könne, ihre Beziehung zu den Menschen nicht verstehe.

Selbstkenntniß gewinnt man aber gewöhnlich erst dann, wenn es zu spät ist die eigne Erziehung damit zu fördern; der fertige Mensch kann dann wohl unzufrieden mit sich sein, allein sich gründlich umwandeln kann er nicht mehr.

Nachdem der Commissionsrath mehrere Jahre hindurch seine theoretischen Studien der Landwirthschaft praktisch verwerthet hatte, fand er zu seinem unbeschreiblichen Verdruß, daß seine Verhältnisse sich dabei verschlimmerten, seine Klasse in immer schlechtere Verfassung gerieth. Für eine kurze Zeit vermochte er sich noch mit dem ihm zufallenden Erbtheile seiner Frau zu retten, denn der gute Großpapa hatte das Zeitliche indessen gesegnet; allein bald traten neue Lücken ein und die Geldverlegenheiten wuchsen ihm dermaßen über den Kopf, daß er die nothwendigen Zahlungen nicht mehr zu leisten im Stande war.

Seine Gattin sah seine immer düsterer werdende Miene; allein da er sich bewußt war, daß sie ihm Vorwürfe machen könne, theilte er ihr seine Verlegenheit, der sie überdem nicht abzuhelpfen vermochte,

am spätesten mit. Erst als das Gericht einschritt und es hieß: „sauve qui peut,“ sah sie den gänzlichen Ruin ihrer Familie, ihres Wohlstandes, ihrer Stellung in der Welt klar vor Augen und blickte rathlos umher.

Auch Fanny war der Trübsinn ihres Vaters wohl manchmal aufgefallen; doch hatte sie mit dem glücklichen Vorrechte der Jugend schnell wieder vergessen, was sie so eben niedergedrückt, und in Feld und Wald sich gute Laune geholt. Meistens saß sie allein in ihrem Zimmer und las mit der Feder in der Hand, eine Art zu lesen, die jungen Mädchen nicht genug zu empfehlen ist; denn nur in dieser Weise gewährt die Lectüre ihnen Nutzen. Sie schrieb in ihr Tagebuch:

„Verfüume man doch keine Stunde des Lebens und keine Gelegenheit, um Kenntnisse zu erwerben! Ganz sicher erscheint irgend einmal der Augenblick, wo der Fleiß, welchen man auf eine Wissenschaft wandte, die einem zur Zeit vielleicht unnöthig schien, vielfach belohnt wird.“

Diese vergelbten Blätter mit der Ueberschrift: „Amalienhof“ und mit Angabe des Datums, haben sich bis heute erhalten und erregen dem Lesenden die weh-

müthige Empfindung, als habe sie in einer Vorahnung dessen, was ihrer wartete, diese Worte niedergeschrieben.

Die verweinten Augen ihrer heiß geliebten Mutter riefen sie bald in die wirkliche Welt zurück und sie erfuhr die traurige Sachlage. Rath war von ihr nicht zu erwarten. Sie war dem wirklichen Leben so fremd, daß sie vielleicht nicht einmal die Tragweite des Wortes „Concurs“ zu fassen vermocht hätte; doch als sich damit zugleich die Nothwendigkeit zeigte, von Amalienhof scheiden zu müssen, und die Frage aufgeworfen ward, „wohin nun?“, da sah sie mit einem Male auch den Abgrund, in welchen all ihr Wünschen und Hoffen versank, und daß mit dem Scheiden von hier auch die Aussicht, von einem begabten hochgestellten Manne zur Gattin gewählt zu werden, verloren gehe.

Sie ward indessen nicht kleinmüthig gegenüber dem eigenen zerstörten Ziele, ihr vortreffliches Herz rief sie sogleich auf sich mit derjenigen zu beschäftigen, die hier am meisten zu beklagen war: die Mutter. —

Die verwöhnte Frau konnte sich allerdings nicht sogleich in diese ihr befremdende Lage finden. Vis-à-vis de rien sein, ist ein Fall, der wohl außer Fassung bringen kann. Als sie indessen das Herz sich leicht geweint und ihr gutes Bewußtsein, daß sie nichts

verschuldet, zum tröstenden Zeugen aufgerufen hatte, beruhigte sie sich und dachte nach, was zunächst ihr zu thun obliege.

Sie besaß unter dem Adel viele Freunde, und der Adel hält zu einander, läßt nicht leicht eines seiner Glieder fallen. Sie sah sich daher nach einer Anstellung für ihren Gatten um; denn vor allen Dingen mußte sie doch ein Unterkommen und Brod für ihre Kinder haben. Sehr bald erhielt sie denn auch die Nachricht, daß der Commissionrath zum Secretair beim ritterschaftlichen Verein ernannt sei und seinen Wohnsitz in der kleinen Stad Neu-Buckow zu nehmen habe. Dann wurde ihr ebenfalls das Patent zu einer Offizierstelle für ihren dreizehnjährigen Sohn gesandt.

Sogar die Gläubiger benahmen sich mit einer Art Galanterie, vielleicht darum, weil sie ihr eingebrachtes Vermögen nicht aus der Masse beanspruchte, und gestatteten ihr, was sie zu ihrem Haushalte bedürfe, mitzunehmen. Der Commissionrath war bereits, um sein neues Amt anzutreten, abgereist, Mutter und Töchter beschäftigten sich indessen mit den Vorbereitungen zu ihrer Uebersiedelung. Fanny wohnte diesem Geschäfte mit großer Behmuth bei. Sie begriff vollkommen, daß, bei der jetzigen kleinen Einnahme ihres Vaters, einem Haushalte, dem nur eine

einzig Dienerin, die treue Marie, eine Leibeigene, die sie alle groß gezogen hatte, von den Annehmlichkeiten ihres früheren Lebens nicht die Rede sein konnte und daß sie mit ihren Ansprüchen dort nicht an ihrem Plage sei. Wohin aber sich wenden?

Sie dachte nach wozu sie wohl befähigt, um für sich selbst sorgen zu können, und gewahrte, daß sie trotz ihres mancherlei Wissens, doch keine Sache ganz verstehe. Ein Talent besaß sie nicht. Es war damals noch nicht Mode, alle Töchter in der Musik unterweisen zu lassen, auch hatte sie nie Neigung dazu gezeigt. Zeichnen konnte sie ebenfalls nicht. Mit Privatunterricht etwas zu erwerben, dazu bot die kleine Stadt keine Gelegenheit. Den Posten einer Gesellschafterin suchen? Wenn sie sich recht prüfte, so eignete sie sich dazu am wenigsten; denn sie hatte sich bis dahin nie in die Launen Anderer gefügt und hielt das für höchst schwierig. So blieb schließlich nur das Amt einer Erzieherin oder Lehrerin.

Als sie mit diesem Gedanken hervortrat, fiel es ihrer Mutter schwer, sie diesem Loose der Abhängigkeit anheimfallen zu lassen; allein sie küßte ihr zärtlich die Thräne aus dem Auge und versicherte, daß sie sich sehr glücklich dabei fühlen werde; denn von

seiner Pflicht abhängen sei nicht schwer, wer lehre, der lerne; wer erziehe, der erziehe auch sich selbst.

Der Entschluß war nun gefaßt, und ihn auszuführen lag nicht fern; denn durch die mannigfachen bedeutenden Verbindungen der Mutter gelang es sehr bald zu ermitteln, daß ein Herr von Schmieterlow auf der Insel Rügen eine Erzieherin für seine Kinder suche, und als ihm Fanny empfohlen ward, war ihm ein Mädchen aus so gutem Hause nur zu willkommen.

Die Commissionsrätthin war froh, daß die Sache sich machte, bevor sie Amalienhof verließ; denn sie konnte nun selbst in ihrer Equipage Fanny bis Rostock begleiten, von wo Herr von Schmieterlow sie wiederum in der seinigen abholte.

Wie schwer die Trennung ward, sagen keine Worte; doch faßte sie sich ihrer Mutter willen, welche ihrem künftigen Brodherrn die junge Tochter mit warmen Worten an das Herz legte.

Das Gut des Herrn von Schmieterlow hieß Nepernis. Fanny sah sich hier von seiner Gattin und einer ganzen Schaar Kinder willkommen heißen, die groß und klein, ihrer Obhut anvertraut wurden; allein sie empfand nicht gleich, welche schwere Last dies auf ihre Schultern wälzte, denn ihre Stimmung war noch eine sehr gehobene, ihr selbstständiges Hin-

austreten aus der Familie, hatte eine Art von heroischen Muthes erfordert, der sie auch jetzt über das Leben hinwegtrug.

Sie fing vor allen Dingen an, ihren Tag einzutheilen, und zu sehen, was ihr nach erfüllten Pflichten für sich an Zeit blieb; denn lesen mußte sie, ihre Gedanken niederschreiben mußte sie und auch träumen mußte sie. Das letztere freilich ließ sich auch bewerkstelligen, indem sie in Feld und Wald umherstreifte, und je weniger Zeit ihr dazu ward, um desto besser. So rechnete sie damals aber freilich nicht.

Sie stand sehr früh auf und gewann dadurch mehrere Stunden ganz ungestört für sich. Dann erst begann der Unterricht, der zum größten Theile in Lesen und Schreiben, Geographie und Geschichte bestand. Da sie sehr schöne Handarbeiten machte und vorzüglich nähte, so unterwies sie die Mädchen darin.

Die Eltern waren sehr zufrieden, bewunderten ihre Kenntnisse, ihre feinen Sitten, ihre angenehme Unterhaltungsgabe. Man fand sie so gebildet als liebenswürdig und übersah gern ihre Schwärmerei, ihre Sentimentalität, ihr gewaltiges Schwelgen in Gefühlen.

Die Kinder schlossen sich ihr an, sie war sehr

herzlich gegen sie, und suchte ihre Liebe zu gewinnen. Nur in einem Punkte stellte sich ein Uebelstand heraus; sie war unbeschreiblich heftig und konnte den Aufwallungen ihres Temperaments keine Schranken setzen. Sie strafte, zürnte, schalt, und bereute gleich darauf, daß sie es gethan. Sie schämte sich dann vor sich selbst, faßte jeden Abend die besten Vorsätze, sich zu bessern und wiederholte am folgenden Morgen dasselbe Spiel.

Die meisten jungen Mütter machen an sich selbst eine ähnliche Erfahrung. Sie gelangen durch die Erziehung ihrer Kinder zur Einsicht der eigenen Fehler und Schwächen, so daß schließlich die Kinder ihre Eltern erziehen. Zur sittlichen Veredelung des Menschengeschlechtes trägt wesentlich diese Wechselwirkung bei.

Uebrigens sind Personen von dem Bildungsgrade wie Fanny Tarnow für das Fach des Lehrens nicht brauchbar; denn für sie hat das kleine Aneinanderreihen positiver Kenntnisse keinen Werth, das ewige Repetiren kleiner Thatsachen ermüdet sie, sie haben überhaupt ein zu reges Bedürfniß der Selbstbeschäftigung, es drängt sie an ihrer eigenen Entwicklung zu arbeiten, so daß sie nicht lange bei dem Anderen mit ihren Gedanken verweilen können. Es zeigte sich daher bei ihr ein fortwährendes Bedürfniß, die

Kinder zu sich hinaufzuziehen, statt in ihre eigene kleine Gedankenwelt hinabzusteigen und dort zu ordnen, zu läutern, aufzuklären.

Der Umgang, welcher sich ihr in der Familie bot, bestand nur aus dem Landadel der Umgegend, welcher hier ungefähr den Bildungsgrad aufwies, welchen man gewöhnlich bei dem entfernt von Städten wohnenden Gutbesitzern findet. Die Herren rauchten viel, tranken eine Bowle mit einander, spielten Karten, und sprachen von der Jagd und vom Ackerbau; die Damen strickten, unterhielten sich von Wirthschaft und Haushalt, und dazwischen auch wohl von ihren lieben Nächsten. Fanny, welche sich jetzt mit Plato und Aristoteles beschäftigte, war unter ihnen allerdings eine ganz unverstandene Seele, eine Art gefesselter Prometheus.

Nachdem sie sich ein wenig eingelebt, der Reiz des Neuen verschwunden, das Alltägliche in seinem wahren Lichte erschien, fing ihre Phantasie auf's Neue ihr Spiel an und hing den goldenen Mantel wacher Träume über das Einerlei ihrer Tage. Fern von den Ihrigen fühlte ihr Herz eine Leere, die sie doppelt liebesbedürftig machte. Wer in diesem Kreise aber konnte sie verstehen und wer wollte auch zugleich sich ihr hingeben?

Der Prediger des Ortes und dann der Schullehrer, waren gebildeter noch, als die Junker. Letzterer besonders schien ein Verlangen nach höherer, geistiger Entwicklung in sich zu tragen. Er war jung, unverheirathet, nichts stand ihm im Wege, sich nach Gefallen mit sich selbst zu beschäftigen, und Fanny lieb ihm gern an Büchern, was sie selbst besaß. Das führte denn zu manchen Unterhaltungen über beiden gleich nahe liegende Gegenstände, und da er wohl bis dahin nie ein weibliches Wesen gesehen hatte, das so zu reden wußte, wie Fanny, betrachtete er sie natürlich mit hoher Bewunderung und sah sie für etwas ganz Außergewöhnliches an. So that denn seine Nähe ihr in jedem Bezug wohl und sie vermied nicht, ihm zu begegnen. Bald trafen sie sich auf Spaziergängen, bald auf dem Wege zum Pfarrer, kurz, ohne daß sie sich verabredet, kamen sie fast täglich zusammen.

Hätte Fanny nun mit ruhiger Besonnenheit geprüft, wohin eine solche Bekanntschaft führen könne, führen würde, und ihre Lage und die seinige, ihre Ansprüche und die seinigen aneinander gehalten, so würde sie ohne Zweifel zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß für sie beide kein Glück aus einer nähern Beziehung ersprießen könne. Wiederum aber

überließ sie sich dem Spiele ihrer Phantasie und diese gaukelte ihr Liebe in einer Hütte à la Jean Paul vor, malte ihr das unbeschreibliche Glück des Mannes aus, wenn sie zu ihm hinabstiege, und aus seiner Egeria zu einer Küchenmagd für ihn werde.

In lichten Augenblicken sah sie dann wohl seine ärmliche Wohnung, in die sie, arm wie sie war, keinen Wohlstand tragen konnte; wußte sie, daß er den Tag über die schmutzige Dorfjugend zu unterrichten habe und daß seine einstige Gattin die Küche besorgen, das Vieh füttern müsse. Aber nur zum Vorwurfe machte sie sich diese Beleuchtung der Sache; denn hatte nicht Homer grade solche Dinge besungen, hatte Eberhard nicht Hannchen und die Kücklein gedichtet? Und Jean Paul vor Allem, hatte er nicht grade diese natürlichen und einfachen Verhältnisse als echt poetisch dargestellt? Wenn sie also an diesen zu tadeln fand, so lag das an ihr, so ermangelte sie der echten Poesie, so war sie des hohen Glückes nicht werth, eine edle Menschenseele zu besitzen und glücklich zu machen.

Monde gingen darüber hin, ohne daß der Andere etwas von dem stillen Kampfe ahnte, den sie seinetwegen mit sich führte.

Gegen den Herbst machte sie einen Ausflug nach

der Stubbenkammer. Zum ersten Male erblickte sie hier die Natur in ihrer Größe und Schönheit und ward dabei gewahr, welchen Zauber ihre Reize auf sie ausübten.

Die Insel Rügen ist ein Land voll Sagen, voll lieblicher Wunder. Rosegarten hat sie mit dem Schimmer romantischer Dichtung umhüllt und die Denkmäler einer hinter Jahrtausenden versunkenen Vorwelt an das Licht gerufen. Als Fanny den Gipfel des grauen Rugard erstiegen hatte und von hier aus die Sonne in das Meer sinken sah, brach sie in Thränen aus. Sie glaubte die Wunder der Schöpfung hier kennen zu lernen und bildete sich ein, von diesem Boden, der sie ihr enthüllt, nie mehr scheiden zu können.

Da lag vor ihr das reizende Putbus, das blaue Fasmund mit seinen himmelanstrebenden Ufern, seinen heiligen Hainen und dem es umgürtenden allgewaltigen Meere. Süße Schauer erfüllten ihre Seele. Sie hatte kaum den Muth, sich von hier loszureißen. Jetzt glaubte sie zu wissen, was Poesie sei. Wohl war die Natur in ihren Einzelheiten schön; aber als großes Ganze erfaßt, erhob sie die Seele, trug sie himmelan.

So viel sie auch geträumt, mit geistigem Auge

geschaut und ahnend vorempfunden hatte, so überstieg die Wirklichkeit doch alle Schöpfungen ihrer Phantasie. Was wir mit Augen sehen, überbietet bei weitem jedes Reproduciren der Erinnerung. Es ist ein schwacher Nachhall; — das Träumen des Lebens wird nie zum Leben selbst. —

Sie mochte das wohl empfinden. —

Allein welche Aufschlüsse blieben ihr in dem Bezug noch vorbehalten! — Sie hatte mit innerem Gesicht nur die Gebilde der Kunst gesehen, und wußte nicht, wie mächtig diese selbst auf den für ihre Schönheit empfänglichen Sinn wirken. Mecklenburg ist in dieser Beziehung ein armes Land — man schätzt dort nur das Nützliche und blickt verächtlich auf den Cultus des Schönen. Man kann nicht würdigen, wozu der der Keim nicht in uns liegt.

Ganz erfüllt von dem Gesehenen, kehrte sie nach Nepernis zurück, jetzt mehr noch zweifelnd, ob sie für die einfache Existenz einer Lehrerfrau tauglich sei. Die Freude des jungen Mannes über ihre Rückkehr vermehrte nur ihre innere Ungewißheit. Er hatte sie sichtlich sehr entbehrt. Sollte sie nun so grausam sein, ihm das Licht seines Lebens zu rauben? — War sie für ihn verloren, so gab es für ihn, in seinen beschränkten Verhältnissen, Niemand, an dem

er sich emporranken konnte, und wie, wenn es nun des Schicksals Wille gewesen, daß er gerade sie hatte finden müssen.

Bald wurde sie jedoch dieser thörichten Selbstquälerei enthoben; denn der junge Mann kündigte ihr eines Tages ganz unbefangen an, daß er sich mit einem Landmädchen verlobt habe, die ihm einige hundert Thaler mitbringe und sein Hauswesen gut versorgen werde.

Also eine Vernunftehe und auf solcher Basis! Ein rohes, ungebildetes Geschöpf sollte die Gefährtin seines Lebens werden! — Sie war sprachlos vor Erstaunen! Sie hatte sich eingebildet, daß er es für das höchste Glück halten würde, wenn sie ihm ihre Hand reiche, und er strebte nicht einmal nach diesem Glücke, es lag ihm viel zu fern, es nur begehren zu wollen! — Sie sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an und ließ ihn stehen.

Sein Betragen kam ihr wie ein Verrath vor. Sie fühlte sich gekränkt, beleidigt. Wie viele Vorwürfe hatte sie dieses Umganges halber zu erdulden gehabt, und so wurde es ihr gelohnt! Keine Spur von einem Werther war in diesem Menschen, keine! Er wußte das Opfer, welches sie ihm hatte bringen wollen, nicht einmal zu würdigen.

III.

Die Erzieherin.

Wahre Freiheit ist die Unabhängigkeit
von dem Willen Anderer.

Fanny Farnow.

Vier Jahre, vier ewig lange Jahre brachte sie auf Rügen zu; dann erfaßte sie unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Elternhause. Sie zählte jetzt fast vierundzwanzig Sommer, ihre erste Jugend war entflohen, die Wünsche ihres liebebedürftigen Herzens die gleichen geblieben, die Aussicht, sie erfüllt zu sehen, ferner gerückt. Sie gelangte schließlich zu der Ueberzeugung, daß alle Naturschönheit das Glück nicht aufwiege, in ein Auge zu blicken, aus dem innige Zu- neigung spricht.

Sie schrieb ihrer Mutter, daß sie zurückkehren würde, um in ihrer Nähe eine Stelle zu suchen. Diese konnte mit dem Plane nur einverstanden sein;

denn stets war die begabte älteste Tochter ihrem Herzen am nächsten geblieben.

Es hatte sich indessen manches in der Heimath verändert, eine Schwester sich verheirathet, die jüngere, eben erwachsen, war allein noch um die Mutter. Der Vater verkehrte wenig mit seiner Familie; denn das selbstverschuldete Unglück hatte ihn verdrießlich gemacht, und die Gegenwart von Frau und Kind rief ihm zurück, daß es einst anders in seinem Hause zugegangen. —

An Umgang fehlte es nicht, auch nicht an Freunden, welche die Tage der schwer geprüften Frau zu erleichtern suchten. Zu diesen gehörte namentlich die Landrätthin von Dergen auf Roggow, einem ganz nahe bei Neu-Buckow gelegenen herrschaftlichen Gute, von wo aus man leicht zu einander kam.

Die Frauen des mecklenburgischen Adels zeichneten sich schon damals, wie es auch noch jetzt der Fall ist, durch ihre Bildung aus, ohne jedoch auf den rohen Sinn ihrer Männer veredelnd einwirken zu können. Sie führten in ihrer Abgeschlossenheit ein sehr anständiges, formvolles, feines Familienleben, waren stolz bis in das tiefste Herz hinein, und wenn sie sich meistens unverstanden fanden und sich an ihre derben Hälften nur äußerlich anschließen konnten; so ver-

söhnten sie sich mit ihrem Geschieke durch die Ueberzeugung, daß der Gott, welcher den Adel geschaffen, sie geschaffen habe, um ihn auf seine Nachkommen fortzupflanzen.

Der Landrath war einen Theil des Jahres abwesend, um mit den Landständen über die Angelegenheiten Mecklenburgs sich zu berathen; Frau von Derßen schaltete und waltete indessen allein in ihrem Hause. Die schöne, stattliche Frau, mit dem stolzen Wesen einer Fürstin, dem großen Schlüsselbunde in der Hand, glich einer Châtelaine der alten Zeit. Ohne daß sie gebot, empfand der Untergebene schon die Nothwendigkeit ihrem Willen zu dienen.

Sie war Mutter einer zahlreichen Familie, für deren Erziehung sie einen Hauslehrer und eine Französin hielt, denen ihre Kinder ganz übergeben waren.

Auf den Gütern des Adels hatte man die Leibeigenschaft erst kürzlich aufgehoben. Die Herrschaft trug in sich die Empfindung so vieler ihr zugehörnder Lehen, die meisten von ihnen besaßen auch noch eine eigene Gerichtsbarkeit und kamen sich durch diese Autorität wie unumschränkte Gebieter vor. Die in Frankreich proclamirten Menschenrechte hatten an den Ufern der Ostsee keinen Nachhall gefunden. Es gab Herren und Diener, adelige und

nicht adelige Personen, Leute von Geburt und solche die nicht von Geburt waren. Sehr scharf unterschied man hier und rechnete jeden Tropfen Blutes auf, welcher aus einem alten Geschlechte auf den Bürger des Jahrhunderts vererbte.

Fanny Tarnow war ein Halbblut. Während die Mutter ganz zum Adel gehörte, war in die Tochter schon der plebejische Saft übergegangen, welcher sie um einen Grad tiefer stellte, allein man drückte ihrer Verwandtschaft willen hier auch wiederum ein Auge zu.

Sie kam jetzt nach einem kurzen Besuche in Neu-Buckow zu der Landrätthin von Dergen nach Roggow. Dieser war die geistreiche Person ein angenehmer Gast, der ihre Häuslichkeit belebte, ihr die langen Abende vertrieb; auch außerdem wurde sie ihr lieb, ja bald ihr erklärter Schützling. Sie war selbst eine zu begabte Frau, um die Kenntnisse, die Bildung, welche Fanny besaß, nicht zu schätzen. Diese schloß sich wiederum mit der ganzen Wärme ihres Herzens ihrer Beschützerin an. Sie hatte Liebe so lange entbehrt, war unter Fremden häufig in ihrem Sehnen danach mißverstanden worden; so daß es ihr wohlthat, hier ihrem Werthe nach geschätzt zu werden, und unter keiner Hülle was in ihr vorging, verbergen zu dürfen.

Außerdem fand sie in Charlotte Hochecorn, einer jungen Französin aus der Colonie der Emigranten in Berlin, die dort als Erzieherin lebte, eine Freundin, wie sie sie sich lange gewünscht hatte. Jene war jung, schön, frisch, natürlich, und von einem so glücklichen Temperamente, daß ihre Nähe jedem wohlthat. Nirgends spannte sie die Saiten zu hoch, überall wirkte sie besänftigend, ausgleichend, mildernd; ihre Ruhe beschwichtigte, ihr theilnehmender Blick verminderte schon jedes Leiden.

Fanny fand in ihr das Gegentheil ihres eigenen Naturells; — was sie zu jener hinzog, war die Neigung, welche Gegensätze zu einander führt.

So angenehm ihr jedoch die Lage verstrichen, konnte sie, ohne unbescheiden zu sein, nicht allzulange verweilen, und so entschloß sie sich denn, die ihr im Hause des Herrn von Both auf Koblstorff angetragene Stelle einer Erzieherin anzunehmen.

Diese Lage hatte ihre Vorzüge, weil keine Hausfrau da war, Fanny also Mutterstelle bei den Töchtern vertrat.

Frau von Both, eine geborne von Berner, lebte zwar noch, hatte sich aber von ihrem Gatten getrennt und zwei Kinder mit sich genommen, zwei

ihm zurückgelassen. Die Ursachen zu dieser Trennung wurden verschieden benannt; wie aber immer in solchen Fällen, gab man der Frau die Schuld.

Kohlstorff war ein Fideicommiss, der Besizer desselben ein reicher Mann, wenigstens nannte ihn so die Welt; die Unordnung in seinen Finanzen kannte man damals noch nicht. Fritz von Both, ein jüngerer Bruder, lebte ganz in der Nähe, wo er sich an der Gränze des Parks ein Schweizerhaus erbaut hatte. Von seinem Verhältnisse zu seiner Haushälterin flüsterte die Welt allerlei Böses.

Beide Herren von Both standen in dem Rufe, großen Geschmack für Litteratur und Kunst zu besitzen und galten überhaupt für außergewöhnlich. Fanny fühlte sich dadurch schon angezogen. In der Abgeschiedenheit des Landlebens auf den Umgang mit einem Jagd- und Pferdefreunde angewiesen zu sein, wäre entsetzlich gewesen; wenigstens empfand sie es so. —

Wie es aber auch ausfallen mochte, so blieb sie im Bereiche der Thyrigen und ein Besuch bei diesen bot Entschädigung für manche sonstige Entbehrung.

Ihr erster Eintritt in das Haus des Herrn von Both schlug jedoch alle Hoffnungen auf angenehme Beziehungen nieder. Er empfing sie, wie der Herr

die Untergebene, übergab ihr die Kinder *) und ließ ihr die für sie und diese bestimmten Zimmer anweisen. Nur bei den Mahlzeiten sah sie ihn; aber ohne daß er sie in eine Unterhaltung zog. Eine so demüthigende Stellung hatte sie bis jetzt nicht kennen gelernt. Sie glaubte es nimmermehr ertragen zu können. Wie sehr sie sich auch bemühte ihr Herz den Kindern zuzuwenden, so konnte der Umgang dieser kleinen Wesen sie doch nicht geistig befriedigen, es blieb eine Lücke zurück, die sie mit Thränen bezahlte.

Allein es sollte zum Glücke nicht immer so bleiben. Im Laufe von Wochen und Monden gewahrten beide Herren von Both denn doch, daß Fanny kein gewöhnliches Wesen sei, und mit der Erkenntniß ihres Bildungsgrades und ihrer großen geistigen Begabung wuchs auch ihre Hochachtung. Man richtete jetzt speziell das Wort an sie, und wenn sie sprach, so überhörte man nicht leicht, was sie sagte. Sie war auf dem Felde der Litteratur so völlig zu Hause, daß ihr kein neues Werk von Bedeutung entging. Ihre kleine Einnahme verwandte sie meistens auf

*) Sophie und Lotte von Both; erstere starb im Irrenhause, letztere wurde an den Kammerherrn von der Lühe verheirathet.

Bücher. Das mußte die Brüder von Both allerdings in Erstaunen setzen. Abends holten sie jetzt die Mappen hervor und zeigten ihr die Sammlungen von Kupferstichen, welche die herrlichsten Kunstwerke von Flachsman und andern namhaften Künstlern enthielten. Fanny fühlte in dieser Beschäftigung eine neue Welt für sich erstehen.

Gemeinsam lasen sie „Das Kreuz an der Ostsee“ — „Die Söhne des Thales“ und andere Producte des Augenblickes. Sie schrieb darüber in ihr Tagebuch:

Wie wahr und schön ist es, daß der Genius sich immer neue Bahnen zu brechen weiß; diese christliche Mythologie ist ein noch unbenutztes Feld. Mich dünkt, es sei nicht bloß die Neuheit, welche mich so mächtig in diese Wunderwelt hineinzieht; in der Tiefe meiner Brust höre ich das Echo.

Es war Krieg im Lande, Truppen zogen nach allen Seiten hindurch. Die Schweden rückten ein und die Rede ging, der Kampf mit Preußen stehe zu erwarten.

Der Herzog Friedrich Franz I. herrschte seit 1785 über Mecklenburg. Bei seinem Regierungsantritte hatte er die Finanzen in so blühendem Zustande gefunden, daß er die vier an Preußen verpfändeten Mecklenburgi-

ſchen Ämter ſofort gegen eine Summe von 172,000 Thln. einlöſte. Auch die Streitigkeiten mit Koſtock waren beigelegt. Trozdem war eine Butterrevolution ausgebrochen. Ueberhaupt herrſchte große Unzufriedenheit, weil ſchon damals die Verfaſſung des Landes wie ein Fluch auf dem Volke laſtete und jede freie Entwicklung des Handels und der Induſtrie hemmte.

Mohlförff lag in der Nachbarschaft von Wiſmar. Dieſe Stadt nebst den Ämtern Poel und Neukloſter hatte der Herzog von den Schweden, welche ſie in Beſitz gehabt, gegen die Summe von 1,250,000 Mk. Banco pfandweiſe auf hundert Jahre zurückerhalten. (1803).

Wiſmar, eine alte Stadt der Hanſa, mit Giebelhäuſern und großen, prachtvollen Kirchen, einem vortrefflichen Hafen und einem damals nicht unbedeutenden Seehandel, wurde von vielen wohlhabenden Leuten bewohnt, welche in den geſelligen Verkehr eine große Belebtheit brachten. Die Herrſchaft der Schweden hatte auch einiges fremde Element mit eingemiſcht, den Austausch verſchiedenartiger Anſichten, eine größere geiſtige Bewegung erzeugt. Im Winter wohnte der Landadel zum Theil in der Stadt, zum Theil auch kam er von ſeinen Gütern herein,

den Bällen, Festen, Concerten, Affembleen beizuwohnen. Auch Herr von Both nahm an diesen Vergnügungen Theil und forderte Fanny auf, ihn zu begleiten. Diese Artigkeit that ihr wohl. Einmal auf diese Weise in die Gesellschaft eingeführt, war ihr Platz dort gesichert.

Leider zog sich jetzt ein schweres Unwetter über Mecklenburg zusammen, das allen heitern Verkehr auf lange unterbrach. Der Herzog hatte bis jetzt an dem deutsch-französischen Kriege nicht Theil genommen, sich jedoch gerüstet und daneben den Durchzug fremder Truppen gestattet. Dies verzieh Napoleon ihm nicht.

Am 14. October 1806 wurden die Preußen bei Jena geschlagen und die Truppen zogen sich vor den sie verfolgenden Franzosen in einzelnen Haufen zurück. Unter Blücher's Anführung rückten sie am 30. October in Strelitz ein und gingen über Waaren nach Schwerin. Bernadotte folgte ihnen auf dem Fuße nach, lieferte ihnen die Gefechte von Jabel und Wessentin und zog dicht hinter ihnen her durch Schwerin, Gadebusch und Rageburg nach Lübeck, wo Blücher sich ihm mit 10,000 Mann ergeben mußte. Eine andere preussische Heeresabtheilung unter dem General von Ufedom wurde an demselben Tage bei Wismar durch den französischen General Savary geschlagen. Nun waren und

blieben die Franzosen im neutralen Mecklenburg und hausten darin, wie in einem feindlichen, eroberten Lande.

Natürlich wirkten diese Begebenheiten auf alle Verhältnisse erschütternd ein.

Die ruhige Sicherheit, mit welcher man bis dahin in diesem abgeschlossenen Winkel der Erde das Leben genossen, war dahin, man sah jezt jedem kommenden Morgen mit Sorge entgegen und konnte der Gegenwart nicht mehr froh werden. Einmal aus dieser glücklichen Ruhe aufgerüttelt, tauchten alle Schrecken des Krieges in doppeltem Maße vor dem ungewöhnten Blicke auf und man zitterte für sein Leben und sein Eigenthum.

Die großen Namen: Vaterland, Freiheit, Rechte wurden nicht genannt, und diese allein können damit versöhnen, daß man wagt, wo man auch gewinnen kann, und für die ewigen Güter die zeitlichen in die Schanze schlägt.

Mecklenburg gehörte dem deutschen Bunde an, es hatte staatlich kein nationales Bewußtsein, an eine Volkserhebung, aus sittlichen Beweggründen, war nicht zu denken. Mit unsäglichem Mißvergnügen bemerkte Fanny, daß jeder nur an sich dachte, die eigenen Interessen voranstellte, ohne alle Begeisterung den großen Conflicten zusah.

In ihrem Tagebuche steht:

Von Glück kann ich sagen, daß ich nicht ganz von der Prosa des Lebens, — diesem dürrn Baume ohne Laub — ergriffen werde; denn seine Früchte sind geschmacklos. Das bißchen Poesie in mir, mein warmes Herz und meine Jugend — diese machen, so lange ich sie besitze, meinen Reichthum aus, verlassen sie mich, so ist das Leben des Lebens nicht werth.

Endlich wieder ein Buch, das mich der Menschen vergessen läßt! Bonstetten's und Johannes von Müller's Briefe: — darin finde ich Charakter, Gemüth, Seele, Wahrheit. Wie eine dem Gemeinen fremdartige Erscheinung sprechen sie mich an und erheben mein Inneres. Keine Phrasen, keine Tiraden, — keine Sentenzen noch Floskeln! Wie ein mächtig fortrollender Strom ergießt sich einfach die Rede, aber Worte sind darin, einzelne Schlagworte, — die man nie wieder vergißt, die tief in den Gang unserer Bildung eingreifen.

Dazu lese ich jetzt Schlegel's Charakteristen, Gedichte, Griechen und Römer und freue mich, Sinn dafür zu haben; ehemals mochte ich ihn nicht, — denn wir hatten keine Berührungspunkte, nun ist mir jedoch

die innere Bildung so gesichert, daß Fremdes mich nicht mehr beirrt. Seine Ansicht des Lebens, seine Individualität, seine Freiheit und der wahrhaft große Sinn, mit dem er vieles auffaßt, was die Prosa mit einer feinen, bürgerlichen Dornenhecke umwunden hat, — gefällt mir — dies ist das rechte Wort. — Ein Herz und eine Seele können wir nicht werden, aber ich möchte ihm sagen: Euer Wesen sagt mir zu, ich achte Euch, weil Ihr so bestimmt wißt, was Ihr wollt.

Ich habe jetzt Vertrauen zu den Menschen — zum Leben überhaupt; auch zum Schicksale. Ehemals maß ich Alle mit meinem Herzen und dann thaten sie mir weh; ich sah meine Freunde nie so, wie sie waren, ich hing ihnen ein schimmern- des Gewand um, das ich für deren eigene Gestalt hielt; dann fiel dieses ihnen in einem Momente des Hellsehens ab, und — ein Todtengerippe stand vor mir. Ich liebte die Menschen nie so, wie sie waren; sondern so, wie ich sie mir dachte; das that der Wahrheit Abbruch; doch kann ich mich deshalb so wenig tadeln, wie ich der Blume zürnen würde, daß sie duftet.

Wenn Fanny, diesem Selbstgeständnisse zufolge, glaubte, die Menschen jetzt mit critischem Blicke zu messen, so war das ein Irrthum. Von sich selbst kann Niemand lassen. Die Eigenthümlichkeit ihres Wesens mußte ihr bleiben, was die Natur begonnen hat, das führt sie auch fort.

Auch ihr Traumleben hatte sie nicht aufgegeben. Blieb ihr auch weniger Muße dazu, so reichte diese doch immer noch hin, ein Gewebe romanhafter Zustände für sich zu ersinnen, in denen ihre Umgebung eine Rolle spielte. Ohne Zweifel traten auch die beiden Herren von Both darin auf; denn ihr gutes Herz hatte diese natürlich mit Eigenschaften ausgestattet, welche sie zu ritterlichen Helden machten, die Eitelkeit ihr eingegeben, daß sie vom Schicksale berufen sei, Beide auf dem Wege der Tugend ihrer höchsten Entwicklung entgegenzuführen; allein zum Glücke gab es Momente, wo im näheren Verkehr diese Phantasmagorien zerstoben, und sie den jüngeren in seiner Schweizerhüte in Gesellschaft einer gewöhnlichen Person erblickte, und den Hausherrn roh und hart gegen seine armen Insassen verfahren sah; — damit war denn ihr Traum für dies Mal zu Ende.

Es gab auch hier Zeiten, wo sie sich recht einsam

fühlte; denn wenn die Herren verreist waren, so fehlte ihr jegliche Unterhaltung. Auch sehnte sie sich nach dem Anblicke geliebter Menschen. Verhältnisse, die nur auf das Bedürfniß des Augenblickes beruhen, füllen ein nach treuer Liebe verlangendes Frauenherz nicht aus. Sie hätte eine Familie, den eigenen Heerd, einen Gatten und liebe Kinder besitzen mögen! — Das Fremdsein auf Erden that ihr weh.

Als das Pfingstfest kam, bat sie Herrn von Both eine Reise nach Rostock machen zu dürfen, wo der große Jahrmarkt den Adel des Landes zusammenführte und wo sie ihre geliebte Frau von Dergen fand. Außerdem stand ihr Bruder dort in Garnison. Vierzehn Tage wurden ihr zu diesem Ausfluge bewilligt und die Equipage ihr zur Disposition gestellt.

Hoch klopfte ihr das Herz, als die Thürme der alten Hansestadt vor ihr emporstiegen. Mit kindlichem Jubel ging sie den sie erwartenden Vergnügungen entgegen, das Gefühl der Freiheit, das Recht sich gehen lassen zu dürfen, der Pflicht ein gutes Beispiel zu geben entbunden zu sein: — das Alles hob ihre Brust mit Wonne.

Es gab Theater, Schaustellungen, Välle; es gab aber auch stille Stunden mit lieben Freunden. Dazwischen spielte noch ein geheimer Beweggrund zu

dieser Reise, sie hatte besondere Zwecke dort zu verfolgen vor. Sie war nämlich, seit sie in Koblstorf lebte, darauf verfallen, Beurtheilungen über Bücher, Aufsätze, kurz, was sie in stillen Stunden niederschrieb, an verschiedene Journale einzusenden, und da es anonym geschah und die Stiller'sche Buchhandlung in Kostoek ihr als Vermittlerin dabei diente, so konnte diese auch nur den Erfolg kennen. Sie trug nun das Verlangen zu erfahren, was aus diesen Manuscripten geworden sei, sie hoffte dort, was sie geschrieben, gedruckt zu lesen. Der Reiz, welcher darin liegt, zum ersten Male mit seinen Gedanken vor das große Publikum hinzutreten, ist gewiß noch weit größer, wie ihn ein Schauspieler, eine Sängerin bei ihrem Erscheinen auf der Bühne empfinden kann, und man wird es sich leicht vorstellen können, in welcher Spannung sie gewesen, zu erfahren, wie die Redacteurs der verschiedenen Blätter ihre Zusendungen beurtheilt.

In ihrem Tagebuche steht über diesen Aufenthalt:

Ich sah an der table d'hôte täglich 3—400 Menschen und machte viele neuen Bekanntschaften; vor Allem aber sah ich meine Lotte, (Charlotte Hochecorne). Später traf auch meine Schwester Betty

ein, dann Auguste Barday. Interessant und liebenswürdig erschien mir die Gräfin Osten-Sacken, die ich näher kennen möchte. Droyßen suchte mich auf; so auch Hofmarschall Platen.

Das Schauspiel war elend; ich sah Corzens Sphigie, die Kreuzfahrer, die Beichte, die Organe des Gehirns, die Ursulinerinnen, die Brandschabung, den Diener zweier Herren und den Schatzgräber. — Die Musik zu letzterem hatte Einiges, was mir gefiel. Sphigie war unter aller Kritik, nur Weidner als Agamemnon gut.

Dafür entschädigte mich die Besichtigung der Marienkirche mit ihrem herrlichen Gemälde: Christus Abnahme vom Kreuze. Es ist alt, von einem italienischen Meister. Ich bin keine Kunsttrichterin, aber es sprach zu meinem Herzen.

Im Palais waren keine wesentlichen Merkwürdigkeiten, außer den ungeheuren aus Petersburg angekommenen Spiegeln, für die in unsern Fürstenpalästen kein Saal hoch genug ist und die daher ohne Rahmen daliegen. Herrliche Marmor-Tischplatten, die ich nicht würdigen kann. In einem alten Kumpelzimmer standen Pagoden, alte Familienbilder unserer Fürsten, unter denen mir eine schwarzgekleidete Dame mit rothgeweinten Augen auffiel. In einem Glasschranke

war ein in Wachs pouffirtes Kind, das mich ansah, als wolle es reden. Es schien alles hier so todt, so verlegen, sah wie Trümmer und Zerstörung aus, daß mir ganz unheimlich zu Muth ward.

Von da besuchte ich Dittmer's Garten. Wie oft habe ich als Kind dort gespielt!

Durch meine kleinen Versuche in der Litteratur bin ich bekannter geworden, als ich vermuthen konnte; oft wenn mein Name genannt wird, erblicke ich einen Ausdruck der Neugierde auf mir ganz fremden Gesichtern. Ich freue mich darüber, jedoch — liegt nach der Seite hin nicht das Ziel meiner Wünsche! Nur seiner Pflicht zu leben, dem Herzen Schweigen gebieten, erfordert einen Muth, den ich mir künstlich aneignen muß.

Durch die Stiller'sche Buchhandlung habe ich erfahren, daß meine an Wieland, Rochlis und Seume eingesandten Sachen mit achtungsvoller Güte angenommen sind; zu gleicher Zeit las ich in dem „Freimüthigen“ eine mich betreffende Anzeige des Redacteurs, dem die Censur den Abdruck meines Aufsatzes versagt hat.

Noch weiß von den Meinigen Niemand, daß ich diese Bahn eingeschlagen habe, mein Name ist öffentlich bis dahin nicht genannt worden, erst bei dem

Erscheinen von Alwine von Rosen werde ich damit hervortreten. Was wird man sagen?

Erheitert kehrte Fanny nach Rohlfstorff zurück, mit frischem Muth für ihre einsame Laufbahn, deren Dornen sie sehr wohl fühlte. Sie fand Herrn von Both in übler Laune. Seine Finanzen hatten durch den Krieg gelitten, ihrer Zerrüttung war nicht mehr abzuhelfen, und er sann hin und her, wie er sich aus dieser Lage reißen könnte. Endlich kam es zu einem Vergleiche mit den Gläubigern, das Gut Kron wurde verpachtet und er beanspruchte, bis seine Schulden getilgt, nur 4000 Thaler jährlich, eine Summe, die ihm so klein erschien, daß er über seine Armuth wehklagte. Fanny versagte ihm dabei alle Theilnahme. Ohne Umgang mit gebildeten Menschen, ohne Kunstgenuß und Befriedigung der Wißbegierde, gab es für sie kein Glück, und diese Dinge konnte er mit geringem Aufwande bestreiten; die Zahl seiner Diener, Pferde, das Hazardspiel — welchen Werth hatte das für einen gebildeten Sinn? — Sie empfand dabei recht deutlich, wie hoch sie über ihm stand.

Nach und nach fügte er sich in sein Schicksal und suchte Trost im Umgange mit seinen Kindern. Se

mehr er sich von der Welt zurückzog, je mehr schloß er sich diesen an; das machte Fanny sehr glücklich. Sie konnte sich dann der Täuschung hingeben, als ob sie der Mittelpunkt dieses Familientreises sei. Ihre Mutter kam zum Besuche auf Herrn von Both's Einladung und dieser Aufmerksamkeit willen, die sie über allen Begriff glücklich machte, begegnete sie ihm milder und dankbarer als zuvor.

Und doch war sie nicht glücklich. „Ist die Sonne der Pflanzen wegen da?“ fragte sie sich, den Blick auf ihre Zöglinge gerichtet. „Sie mögen in dem Lichte gedeihen; aber dem Lichte fruchtet ihr Gedeihen nicht, es ist zu höheren Zwecken bestimmt.“

Mitunter fuhr sie nach Steinhausen zu der geschiedenen Frau des Herrn von Both, die sie hold und reizend nennt, und die der Ueberwacherin ihrer Kinder sehr wohl wollte.

Sie strengte sich aber viel zu sehr an, als daß ihre Gesundheit nicht hätte leiden sollen. Lernen und Lehren sind Beschäftigungen, die kein Nebeneinander vertragen. Fanny konnte vor immerwährender geistiger Anstrengung den Körper zu keinem Gedeihen verhelfen. Das Gehirn ruhte zu wenig. Sie stand um sechs Uhr auf und war thätig bis über die Mitternacht hinaus. Sie las jetzt nicht nur und

schrieb ihre Gedanken nieder, sie producirte auch; und obwohl das Leben in der Phantasie ihr natürliches Element war, so ist das Festhalten der Gestalten, damit sie auf dem Papiere Leben erhalten, eine Anstrengung des Gehirns, die der Körper schwer büßt.

IV.

Die Schriftstellerin.

Wer das Schöne ergründet, der hat
die Gottheit gesehen.

Fanny Tarnow.

Es ist die gewöhnliche Folge von Kriegsunruhen und Schlachtgetümmel, daß die Menschen sich auf das Gebiet des Schöngeistigen flüchten und in Empfindungen, Träumen, Ahnungen, Vergessen der rauhen Außenwelt suchen. Je härter das wirkliche Leben an uns herantritt, jemehr eilen wir in einer idealen Welt davon auszuruhen.

So dürfen wir uns nicht wundern, daß Fanny Tarnow grade in diesen Jahren, wo das materielle Leben mit so harter Noth das Volk bedrängte und jeder Einzelne mehr oder minder von dem allgemeinen Elende sein Theilchen zu tragen hatte, so eifrig las und schrieb, als ob die Belle-lettres allein sie beschäftigten.

Man hielt es eben nicht aus, immer nur von Soldaten, Bunden, Brandschazungen, verstümmelten Gliedern, Plünderung und der Noth einer für den Ehrgeiz seiner Herrscher leidenden Menschheit zu hören.

Auf Alwine von Rosen ließ Fanny Natalie folgen. Ihr Thema darin war die Leidenschaft. Auch ihre berühmte Zeitgenossin, Frau von Staël, hatte diese zu ihrem Hauptgedanken erwählt und dichtete in Rom an ihrer Corinna, — ja lebte dort ihre Corinna, während jene in der Einsamkeit des Landaufenthaltes an der Ostsee wachend träumte, was sie niederschrieb.

Beide haben dem Charakter, oder vielmehr dem Temperamente nach, viel Aehnlichkeit mit einander, nur daß die Eine durch den Ort, wo sie das Licht der Welt erblickte, durch die Umstände, den Umgang mit bedeutenden Männern, die geistleuchtende Luft von Paris, in ihrer Entwicklung auf jedem Schritte gefördert ward und wie von selbst die Bedeutung erreichte, welche sie zur geistreichsten Frau ihrer Zeit machte; während die Andere, durch Nichts getragen, als durch den Trieb ihrer Natur, welche nach geistiger Entwicklung mächtig strebte, trotz der Umstände, das ward, was sie werden mußte; ein für ihr Vaterland unerhörtes Phänomen.

Man kann in Wahrheit sagen, daß nichts ihr geistiges Fortleben zu hemmen vermochte. Wenn die Menschen so häufig klagen, daß ihre Bildung diese oder jene Störung erfahren habe, daß sie die Mittel nicht besäßen, um Bücher kaufen, um sich Kenntnisse erwerben zu können; so spiegele man sich in diesem Leben und man wird mit Beschämung eingestehen, daß dem Willen alles möglich sei.

Wie die Blume das Licht sucht, so begehrte Fanny, wo sie auch sein mochte, der Nahrung für ihren Geist. Daß sie dies Bedürfniß empfand, war allerdings das Werk der Natur und nicht Verdienst von ihrer Seite. Sie fühlte den Trieb, im Garten Gottes als Sonnenblume aufzuschießen und nicht als kalte Schneublume schnell und spurlos zu vergehen; sie sachte aber auch die Mittel nicht, welche diesem Zwecke dienten, — sie verwandte ihre geringe Einnahme nicht auf Puzsachen, sondern auf das, was ewig zielt, — den Schmuck ihrer Seele, und daß sie dies wollte und konnte, während sie, jung und eitel, gern durch ihre Person gefiel, ist eine nicht genug zu bewundernde That.

Schlegel's Lucinde machte damals viel Aufsehen, man fragte sich, ob die Leidenschaft den Menschen, oder der Mensch die Leidenschaft beherrschen sollte;

man coquettirte mit feinen Empfindungen, sprach so viel über die Liebe, wie man jetzt über die Naturwissenschaften redet, und füllte Bände mit Erörterungen über ihr eigentliches Element.

Jedes Zeitalter hat seine stehenden Fragen, seine sowohl geistigen, wie körperlichen Krankheiten, von denen nur die Einzelnen ausgenommen sind, die dann zu Propheten, Sehern, Philosophen, Moralpredigern werden; die Menge schwimmt mit dem großen Strome und verlacht den Märtyrer einer Wahrheit, die um hundert Jahre zu früh kam.

Wenn Fanny Tarnow dachte und empfand, wie es die augenblickliche Cultur der menschlichen Gesellschaft wollte, und in ihren Büchern wiedergab, was das Leben sie gelehrt hatte; so dürfen wir deshalb nicht mit ihr grollen, sondern mit einer Phase der Entwicklungsgeschichte unseres Erdballs, die solchen Empfindungsschwindel heischte, die Schuld beimessen.

Es ist die beredte Sprache des Herzens, welche sie in ihren Büchern führt und die in dem Augenblicke die einzige nachklingende war. Die Menschen fühlten sich so traurig, so niedergedrückt, so des Trostes bedürftig, daß nur eine große Liebe sie mit allen Erden Sorgen und allen Erden Schmerzen versöhnen konnte. Man verschlang diese Lectüre, begeisterte

sich dafür, liebte die Verfasserin aus weitester Ferne um ihres liebefähigen Herzens willen, und stürzte, führte ein glücklicher Zufall Leser und Autor zusammen, mit überwullender Empfindung diesem in die Arme.

Man schrieb auch an einander, ohne sich zu kennen, und setzte Jahre lang eine solche Bekanntschaft fort. Wie manche im eigenen Hause verkaunte Seele fand einen fernen Freund, der sie durch seine Mittheilungen über die heimischen Entbehrungen hinweg hob. Wie leicht konnte man sich aber auch vergöttern, verehren, anbeten, so lange man sich nicht sah! —

Durch die jetzt mehr und mehr sich anbahnende Beziehung zu bedeutenden Männern, wurde ihr Leben natürlich innerlich reicher, während zugleich ihr Selbstgefühl sich hob und das Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit sie gegen jeden Druck von Außen gleichgültig machte.

In ihrem Tagebuche lesen wir:

Der gestrige Tag war zu Ueberraschungen bestimmt. Spät Abends kam noch ein Brief mit einem R. im Pestschaft; vorahnend öffnete ich ihn und fand daß er von Nothlig sei. Zum Anfange meiner schriftstellerischen Laufbahn brachte er mir den Kranz, welchen

am Ziele zu finden ich mir kaum schmeichelte. Eine Badereise hatte ihn abgehalten, meine Alwine früher zu lesen; — er nennt sie meine jeelenvolle treffliche Alwine, die er unter das Schönste zähle, was nur jemals in Deutschland geschrieben worden sei. Wenn er sich hierin irre, so müßte sein Urtheil von seiner Empfindung bestochen worden sein, und dies glaube er nicht befürchten zu dürfen.

Einzelne Stellen würden noch durch Zusammendrängen gewinnen. Traue ich ihm zu, daß er dies verstehe, so solle ich ihm auch zutrauen, daß er mit Sorgsamkeit und bestem Willen an meinem Werke streichen und feilen werde. — Grundsätzlich ermuntere er nie eine Dame zum Schreiben; ich sei die Zweite der er seinen Glückwunsch sende und die Hand biete. —

Ihre Freude über diese ermunternde Zuschrift war unbeschreiblich groß. Auch muß man eingestehen, daß diese freundliche Rücksicht von einem fremden Manne alle Anerkennung verdiente und manchem Schriftsteller unserer Zeit als Muster dienen könnte, wie man Damen gegenüber zu verfahren habe. Ueber funfzig Jahre sind freilich verflossen, seit Roch-

liß dies schrieb, und ein halbes Sæculum im Fracke hat aus den Männern das Chevalereske getrieben, welches ihnen von dem Zeitalter Ludwig XIV. noch anhaftete. In heutiger Zeit führen sie Krieg gegen die Damen, als ob diese Amazonen wären, welche sie zwingen wollten, von ihrer Höhe herabzusteigen, während diese in Wahrheit doch nichts weiter beanspruchen, als daß „leben und leben lassen“, für sie gelten möge.

Sie ging Natalie jetzt noch einmal wieder durch und suchte das, was Rochliß an Alwine von Rosen gerügt, im Manuscripte zu verbessern. Dazwischen las sie die griechischen Klassiker, den Logos des Eysius und schrieb in ihr Tagebuch:

Alles, was ich von den Neueren kenne, scheint mir lau und erkünstelt, seit ich die herrlichen Alten zu lesen angefangen habe. Nur Johannes von Müller ist mir auch alt. Wer aber könnte auch diesen Logos ohne Erhebung der Seele, ohne Begeisterung lesen? Mir wird so unbeschreiblich wohl bei der Lectüre, als klängen daraus Töne aus einer ferner lieben Heimath an mein Ohr.

Aristophanes aber mag ich nicht. Freilich begegnet es mir trotzdem häufig, daß ich laut auflache, und ich

gehöre wahrlich nicht zu den Menschen, die, wenn Casperle sie zum Lachen bringt, zu ästhetisch vornehm sind, um es eingestehen zu wollen; aber ich schäme mich dieser Lectüre gerade so, als wenn ich in schlechter Gesellschaft von meinen Bekannten getroffen würde.

Nehme ich dagegen Xenophon, Eysius und vorzüglich Plato — da befreundet sich das Gemüth, man wird ein Herz und eine Seele mit ihnen.

Nichts von der Breite heutiger Zeit, und doch, welche Klarheit, welche Helle bei ihrer Tiefe — und dann ist es auch nicht bloß schön, kein Schaubrod, man genießt es nicht nur; sondern es wird uns einverleibt, es wird uns zu Saft und Blut und — man kann nicht anders, man muß mit ihnen groß denken, groß fühlen.

Wie ergreifend sind einzelne Stellen — bis zu Thränen erschüttern sie mich oft. — So las ich heut: sie hielten dafür, daß es ein Merkmal der Freiheit sei, nichts ohne eigenen Entschluß zu thun, daß die Gerechtigkeit darin bestehe, dem ungerecht Leidenden beizustehen, daß die Tapferkeit erfordere um beider Zwecke willen, wo es sein müsse, sein Leben einzusetzen. Zu sterben, dachten sie, sei aller Loos, groß zu handeln nur wenigen Auserwählten beschieden.

Solche Gedanken durchglühen meine Seele wie

mit einem heiligen Feuer, ich wende mich von den kleinen Thaten dieser kleinen Zeit zu ihnen hin und möchte mit ihnen leben und mit ihnen sterben können.

Gestern morgen vollendete ich den ersten Abschnitt meiner Natalie und las ihn mir laut vor. Es sind Stellen darin, die ich unter heißen Thränen geschrieben habe und die ich nie ohne Thränen werde lesen können.

Ich bin nicht Natalie, — ihr Leben ist nicht das meinige — und doch kennt der, welcher sie gelesen hat, mein inneres Leben genauer, als Jemand, der Jahre lang mit mir, so wie ich jetzt bin, verkehrt. Trozdem bin ich mit diesem ersten Abschnitte nicht zufrieden; — die Maskeradenscene hat etwas, um dessen willen ich sie nicht weglassen kann, und dabei gefällt sie mir nicht. Die Schlittensfahrt wird wohl wahrscheinlich streichen, — denn sie ist wie ein eingesepter Flicken.

Sie litt häufig an Brustschmerzen und beschäftigte sich dann mit der Idee ihres nahen Endes. Doch nur vorübergehend waren diese Todesahnungen;

schien die Sonne, so hob sie ihr Haupt empor und golden leuchtete ihr der Tag, heiter die Zukunft.

Wir sehen, daß sie mit Ernst an ihrem Werke verbesserte, änderte; daß sie es nicht leicht nahm, das Beste, was in ihren Kräften stand, zu leisten beabsichtigte. Als sie es vollendet, wanderte es erst von einer Freundin zur anderen, damit deren Beifall oder Tadel ihrem eigenen kritischen Urtheile zu Hülfe komme. Was diese daran aussetzten, wurde dann abermals ausgemerzt und nun erst fiel es in die Hand eines männlichen Richters.

Ihre große Thätigkeit, ihre Arbeitskraft unterstützte sie auch hier.

Während das Manuscript auf Reisen ging, schrieb sie: „Die Illusionen, ein Impromptu.“ Sie nennt es ein Strafgericht, das sie über einen Herrn ergehen lassen, von dem sie sich beleidigt geglaubt. Ob er es als solches hingenommen und seinen Fehler eingesehen, ist zu bezweifeln. Gedruckte Racheepisteln verfehlen meistens ihre Wirkung und ihre Unerfahrenheit allein konnte sie über die Folgen täuschen.

Die Briefe von Heinsius an Gleim und Jacobi wurden ihr indessen aus der Buchhandlung zugesandt und erfüllten sie mit Entzücken. Sie spricht von dem schönen, reichen Leben, das sie daraus an-

wehe; sie hätte nicht geglaubt, daß es solche Menschen geben könne, sie redet von einem jungen Gotte in göttlichem Selbstgenügen, kurz sie ist ganz Subel und Dank für den Genuß.

Wie wenig Eindruck macht dagegen in heutiger Zeit das beste Buch auf den Leser! — Selbst in dem gebildeten Weimar ist unter den Frauen von keiner neuen Lectüre die Rede, sie lesen entweder gar nicht, oder lesen um zu vergessen. — Und doch haben Schiller und Göthe dort gelebt!

Indessen, wie man sich auch gegen die Außenwelt abzuschließen suchte und wie der Vogel Strauß, um den Feind nicht zu sehen, den Kopf unter die Flügel steckte; so klopfte die Weltgeschichte endlich so gewaltsam an die Thüren, daß an ein nicht Aufmachen länger nicht zu denken war.

Kaiser Franz hatte seine Abdankungsurkunde vorgelegt, das tausendjährige Kaiserthum Karl's des Großen drohte einzustürzen, ja, war eingestürzt.

Wenn in dieser Weise Throne wankten, so konnte auch der minder Hochgestellte auf kein Bestehendes mehr rechnen, das Recht des Privatmannes schien mit dem der Dynastien gefährdet, so lange das Wort eines Fremden allmächtig war.

Preußen erwachte aus seiner Blindheit, Krieg ward seine Losung, mit Zusammenraffung aller Kräfte rüstete es sich zu einem fürchterlichen Kampfe.

Kleinmüthig sah die Welt ihm zu; denn Napoleon war Meister der Kriegsmanier im Großen. Im Gefechte bei Saalfeld starb Prinz Louis Ferdinand von Preußen den Heldentod, und dies war nur das Vorspiel des verhängnißvollen Tages von Jena und Auerstädt, welcher alle Hoffnungen vernichtete.

Fürsten und Völker blickten jetzt rathlos zum Himmel empor und auch Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg zitterte.

Fanny schrieb am 2. November in ihr Tagebuch:

Gestern sind viele Flüchtlinge hier durchgegangen, Magdeburg ist übergeben, 2000 Preußen sind auf der Flucht in Güstrow angekommen. Ich habe ganze Nächte geweint, mich schlaflos wie auf Dornen gewälzt — nun ist jede Hoffnung für Deutschland hin und in mir dumpfes Erstarren, seelenloses Ergeben in die empörende, grausende Nothwendigkeit.

Am Abend große Schlacht bei Schwerin. — Kanonendonner vom Morgen bis zum Abend. Gestern hat das Regiment Usedom auf der Flucht hier bei

uns campirt, um sich diesen Morgen vor unsern Augen an die französischen Husaren zu ergeben.

Ganz Mecklenburg ist mit Truppen überschwemmt. Meine Eltern haben die Flucht ergriffen, wohin sie gegangen sind, weiß ich nicht. Am Montag Morgen wurden wir geplündert, am Abend 50 Chasseurs à cheval, Regiment 27. Der Commandant Simon und ein Capitain, Leute vom feinsten Ton, suchten alles hervor, mich zu erheitern, ihre Unterhaltung war so interessant als haltvoll. Simon gab mir am folgenden Morgen einen Brief für den Marschall Soult. Herr von Both fuhr damit nach Wismar, in seiner Abwesenheit bekamen wir 200 Chasseurs à pied Nr. 26 in Quartier. An meinem friedlichen Schreibtische ruhen nun die Adler des Bataillons. Ich wohne unten, der Commandant in meinen Gemächern.

Michaud hat im Namen Napoleon's mein Vaterland in Besitz genommen. Der Herzog ist in Berlin, Brandenstein und Boddin mit ihm. Unser Militair ist entwaffnet. Alle Welt ist bestürzt, ist außer sich. Von allen Seiten die unzweideutigsten Beweise der Liebe zu unserm Fürstenhause. Seit zwei Tagen

schon werden französische Truppen in Wismar erwartet. Man hat Gerüchte von einer bei Colberg vorgefallenen Schlacht. In den Zeitungen liest man jetzt so etwas nicht. Wie erträgt man das Leben noch? Für einen freien, frischen Athemzug gäbe ich viel. Friß von Both ist nach Wismar, um eine Sauvegarde zu sichern.

Die Franzosen sind bei Colberg geschlagen. Ich bin froh und selig. Jetzt ist Hoffnung, daß mein Vaterland erstehen, der deutsche Name seine Ehre wieder gewinnen kann.

Wir haben Einquartierung bekommen. — Unter sieben Offizieren ist auch nicht Einer, der auf Bildung und Ton Anspruch machen könnte. — Baudinot, der Commandant, ist jung und viv; mais voilà tout. Er war in Egypten, in Syrien, in englischer und österreichischer Gefangenschaft, — mit bei Marengo und Austerlitz — und nun diese Campagne. Dies Regiment hat mit in Lübeck geplündert. Welch fürchterlicher Stoff zur Unterhaltung! — Mein Herz haßt dies Plündern meines Vaterlandes! Ich erfahre manche Details dieses Feldzuges, was mir den Geist, welcher diese Wunder der Tapferkeit bewirkt, verständlich macht. Wir haben einen alten Capitain

hier, der das Kreuz der Ehrenlegion trägt, alle Stürme der Revolution erlebt hat und Mitglied der Nationalversammlung gewesen ist. Mit einer Freimüthigkeit, deren Möglichkeit ich nicht vermuthet hätte, äußert er sich oft in einzelnen treffenden Worten. Ich sprach vom siebenjährigen Kriege und dem allmähligen Wachsen der preussischen Monarchie, die Friedrich mit Schlesien zu gründen begonnen, dont il fit la conquête, sagte ich. Il ne l'a pas conquis, il l'a volé, antwortete er. — Simon fiel ein: il a fait, comme nous font. — Ein anderes Mal sagte er: Nul Soldat ne pille comme le Russe — il ravage tout. Comme nous, fiel der Andere ein.

Gestern Abend machten die Offiziere eine pomp-hafte Beschreibung der von den Franzosen in Deutschland gegen ihre Feinde bewiesenen Großmuth. — Nous avons jonés les Genereux, nahm der Alte das Wort und lächelte sarkastisch, en faisant manger nos hôtes de leurs vivres.

Fritz von Both hat mit seiner Haushälterin die Flucht bei Ankunft der Preußen ergriffen. Ich habe das sehr empfunden, weil sein Bruder, ganz in dumpfem Trübsinn verloren, mir keine Stütze ist. Die Zeiten sind sehr trübe. Ich fühle mich niedergeschlagen in

diesem Kreise fremder Männer. Auf Simon und seines Freundes Bild ruhe ich zuweilen wie auf einem Delblatte aus. Am Freitag kam Bodinot früh zu mir und erzählte mir viel von Egypten. Mittags erhielt er Ordre zum Marsche. — Ich sah sie mit unendlichem Vergnügen abziehen! Es ist eine unsägliche Last gewesen. Gottlob! Es ist überstanden.

Alle Posten sind noch gehemmt, keine Nachrichten, von wem es auch sei.

Der Winter verging sehr still. Wurde der öffentliche Verkehr auch wieder hergestellt, so war doch Jeder zu sehr mit sich und seinen Sorgen und der allgemeinen Noth beschäftigt, um zu dem alten Leben zurückkehren zu können. Der Kriegsschauplatz war entfernt, aber noch immer nah genug, um mit dem Ohre des Gedankens des Kanonendonners furchtbaren Hall zu vernehmen.

General Michaud rückte am 27. November bis Hamburg vor und sandte eine Erklärung nach Schwerin des Inhaltes: daß Napoleon das Land nicht als neutral anerkenne, sondern als feindlich betrachte, und nahm in dessen Namen davon Besitz.

Am 13. December hielt der General Caval seinen

Einzug in Schwerin als Gouverneur von Mecklenburg, ließ dem französischen Kaiser huldigen, das mecklenburgische Militair auflösen und die herzoglichen Wappen abnehmen. Am 8. Januar des folgenden Jahres verließ Friedrich Franz mit seiner Familie das Land und ging nach Altona; der Bruder von Fanny begleitete ihn als Adjutant.

Ungeheure Lieferungen wurden von den Mecklenburgern für die zahlreichen französischen Truppenmassen requirirt; kein Wunder also, wenn Herr von Both sehr gedankenvoll dem zusah und Kunst und Literatur ganz vergaß.

Fanny las viel, arbeitete, unterrichtete die Kinder, Natalie rückte ihrer Vollendung, trotz der ihr jetzt gewährten großen Muße, nur langsam nahe.

Sie schrieb in ihr Tagebuch:

Es giebt Stunden, in denen man den Blick tief in sein Inneres richtet — solche Stunden sind jetzt keine Seltenheit für mich und jede verschönert und erheitert mir den Genuß meiner innern Ruhe.

Frieden mit der Vergangenheit, Zufriedenheit mit der Gegenwart, heiteres Vertrauen auf die Zukunft — wie genieße ich das Alles doppelt durch die kindliche Dankbarkeit, durch die allerinnigste Liebe gegen Den, der es mir gab. Um keinen Preis möchte ich mein

jetziges Alter wieder gegen die Jugend vertauschen, deren Verlust ich seit meinem achtzehnten Jahre nicht überleben zu können meinte.

Unruhiges Streben, schmerzliche Sehnsucht zehrten stets an mir und raubten mir allen Frohsinn. Ich wollte das Gute, wollte es um jeden Preis, ohne alle Rücksicht auf Glück; zugleich aber hegte ich in mir ein Ideal von Mädchenwürde und Mädchenreiz, das ich im Aeußern wie im Innern darzustellen bemüht war, und in dem Bestreben, es zu erreichen, ging mir die naive Unbefangenheit verloren. Jetzt hat sich mein Charakter gebildet und ich lasse mich frei gehen. Früher wünschte ich zu gefallen, wie jedes Mädchen es wünscht, jetzt erlasse ich mir die Anstrengung, es zu wollen; es kommt von selbst. Ich genieße im ganzen Kreise meiner Bekannten die größte Achtung, man weist mir eine Stellung an, wie meine Verhältnisse sie nicht begehren durften. Alles will mir wohl und das beglückt mich.

Die schmerzende, zerstörende Sehnsucht nach Liebe schweigt. Mein Herz ist nicht kälter geworden; sondern es schlägt ruhiger. Das Glück kann uns, meiner Ansicht nach, nur durch die Liebe kommen. Alles Andere, was das Leben bieten kann, sind Palliative.

Mit der höchsten Liebe suchen wir Gott. Wenn

ich mir denke, daß gleich nach diesem Leben eine gleiche Liebe für Alle eintreten sollte, so schreckt mich das, denn ich muß einen Mittelpunkt für meine Liebe haben.

Hier auf Erden empfängt uns beim Eintritte die Mutterliebe; sollte der Eintritt in ein anderes Leben weniger durch Liebe geheiligt sein?

Ich danke Gott jetzt, daß er mich ehelos ließ, denn ich sehe in jeder Ehe eine Beschränkung der inneren Bildung, die ich jetzt ungestört zum höchsten Zwecke meines Lebens machen kann und die in einer Verbindung mit einem Manne — so wie die Männer sind — gehemmt werden muß.

Dieser ungestillten Sehnsucht verdanke ich es, meinen Pflegebefohlenen mein ganzes Herz widmen zu können, das jetzt in dieser Liebe eine Befriedigung sucht und findet.

Die Kindheit jeder Liebe — es ist ihr erstes moralisches Bedürfniß, die Natur legte sie damit an das Mutterherz — wo diese dem Kinde nun nicht wird, entbehrt es das Element, worauf sein Schöpfer es angewiesen. Allein ein weibliches Wesen, das nie geliebt hat, ist der Liebe zu einem Kinde nicht fähig — soll es auch nicht sein — die Natur will erst Blüthe, ehe sie Frucht reift — das Herz muß erst

von allem Sturm der Begierde — es giebt auch geistige — geläutert — es muß in Ruhe befriedigt, eingewiegt sein, um den reinsten Abglanz der göttlichen Liebe, die Mutterliebe, empfinden zu können.

Ein Mädchen, das noch nicht geliebt hat, deren Herz noch nicht zur Ruhe gebracht ist, kann nur Lehrerin, nie Erzieherin, Bildnerin sein. Ich war jung und gutmüthig — ich liebte diese fremden, mir anvertrauten Kinder — ich that, was mein Herz mich zu thun lehrte — aber beschwichtigen konnten sie dieses schwache Herz nicht und ich würde es für ein Unglück — für ein Unglück, welches mein Herz gegen Gott erbittert hätte — angesehen haben, wenn ich mit meinen Forderungen an das Glück der Liebe mich auf sie hätte beschränken müssen.

Sie arbeitete einen zweiten Theil zu Natalie im Kopfe aus, während ihre Freundinnen immer noch an dem Manuscripte des ersten lasen. Auch der Stoff zu zwei Erzählungen reifte in ihr. Unterdessen traf ihre Alwine von Leipzig ein und sie freute sich, daß ihr Buch durch die pußende Hand des Freundes (Nochliß) so bedeutend gewonnen hatte.

Während sie nun so nach allen Seiten hin Befriedigendes erfuhr und mit ruhiger Heiterkeit ihr

Leben überblickte, erfüllte es sie mit Schmerz, daß ihre Heftigkeit, ihr auffahrendes Wesen, ihr Mangel an Geduld gegenüber den Kindern zunahm. War es die fortwährende Anspannung des Geistes, welche sie so reizbar machte? Sie wußte es nicht, allein wie sehr sie sich auch tadelte, so vermochte sie diesen Aufwallungen dennoch nicht zu gebieten.

Stralsund wurde jetzt belagert, damit kam neue Sorge in ihr Gemüth und um so eifriger flüchtete sie zu ihren belletristischen Arbeiten. Luzie, eine Erzählung, entstand. Sie schrieb in ihr Tagebuch:

Es geht mit den Erinnerungen des reiferen Alters wie mit denen der Kindheit — das Einzelne vergeht, nur der Totaleindruck bleibt. — Mir ist jetzt Fortdauer ohne Erinnerung denkbar und nicht schreckend — diese Erinnerungen und der Nachklang der Begebenheiten sind so wenig mein Ich, wie meine Jugend es ist — die Geschichte der Vergangenheit ist, wie die Jugendblüthe, mein; aber nicht Ich. Was dies eigentliche Urfelbst ist, dem ich so vieles, selbst Geistiges, z. B. Erinnerungen, abziehen kann, ohne daß es verändert wird, weiß ich nicht, aber ich fühle, daß es der Kern meines Daseins ist, in welchem ich im Genusse freudigen Bewußtseins ruhe. Je reicher dieser Kern durch seine Totalsumme wird, je mannig-

faltiger sich seine Kraft entwickelt, jemebr wird sie in Liebe auf Andere wirken. Es giebt keinen Fortschritt, keine Vollkommenheit, als Liebe — immer reinere, immer höhere. — Wie das Erdenschicksal auch an uns gestalte, es ist mir keine Periode des Daseins denkbar ohne Ausarbeitung des Menschen, der einmal diesen innern Reichthum erprobt hat.

Nochliß schreibt mir, daß er mit mir über meine Ansicht des Schicksals im Einzelnen und im Ganzen sprechen möchte. Ach! Wenn es mir so wohl würde!

Meine Stimmung ist mir jetzt wie ein klarer See, über den der Himmel mit seinen ewigen Sternen steht.

Die Liebe des Vaters offenbart sich immer verständlicher in meinem Herzen, und soll ich mich dessen nicht freuen? Was war ich — was bin ich? — sein Geschöpf, durch ihn existirend, in ihm lebend. Der Tropfen, dem die Rückkehr zum Meere, aus dem er floß, verheißen ist.

Die traurigen Zeitverhältnisse zogen die Familien eng zusammen, man fühlte, daß man zu einander halten mußte, gegenüber der allgemeinen Auflösung des Bestehenden. Der Gedanke an eine Verpachtung Rohlstorffs war nur eine augenblickliche Idee ge-

wesen; denn wer hätte inmitten der Kriegswirren der Heimath entsagen, das eigene Besizthum verlassen mögen?

Herr von Both besaß außer seinem Bruder Fritz noch drei Schwestern, welche sämmtlich mit Fanny auf dem vertraulichsten Fuße standen. Susette, die unverheirathete, hielt sich sehr oft Wochen lang in Rohlstorff auf. Frau von Behr auf Gresse kam seltener, die Oberstlieutenantin von Preen wohnte in dem nahen Wismar, das man ohnehin oft besuchte.

Fanny Tarnow hatte trotz ihrer Heftigkeit die Zuneigung ihrer beiden Zöglinge gewonnen, denen sie wiederum viel warme Zärtlichkeit erwies.

Kinder bedürfen den Sonnenschein der Liebe. Hatte sie ein zu hartes Wort gesprochen, so war sie dann wiederum sehr gut, wußte hübsche Geschichten zu erzählen und konnte herzlich mit ihnen lachen. Der Vater ließ den Kopf hängen; allein Fräulein Tarnow brachte stets gleiche Munterkeit für sie mit. Sie war unausgesezt thätig. Wenn sie nicht las oder schrieb, so arbeitete sie mit der Nadel oder strickte. Herr von Both selbst konnte kaum noch ohne sie sein, so wohl that ihm ihre anregende Nähe. Auch ist es schwer, zu sagen, wohin dieses einsame Beisammensein mit dem interessanten, geistvollen Mäd-

chen geführt haben würde, wenn das Schicksal ihr jetzt nicht eine andere Bestimmung angewiesen hätte.

Frau von Preen kränkelte nämlich seit lange, und als ihr Uebel endlich eine drohende Gestalt anzunehmen begann, sah sie mit Schmerz auf die verlassene Schaar ihrer Kinder. Wem sollte sie die Sorge für diese anvertrauen? Die eigene Schwester würde sich nicht entschlossen haben, ein so verantwortliches und mühsames Amt zu übernehmen.

Eines Tages, als Fanny sie besuchte, legte sie dieser den Wunsch an das Herz, daß sie, sobald Gott sie zu sich rufe, ihre Stelle bei den Verwaisten einnehmen möge. Gerührt gelobte diese ihr in die Hand, was sie von ihr gefordert, im Fall ein solches Schicksal wirklich drohen sollte, treulich zu erfüllen.

Die Ahnung der unglücklichen Mutter hatte sie nicht betrogen. Bald darauf lief die Nachricht ihres Todes ein, und Herr von Both mußte es geschehen lassen, daß Fanny Tarnow nach Wismar zu seinem Schwager zog.

Ihre neue Lage bot große Schwierigkeiten. Die Kinder waren in Folge der Kränklichkeit ihrer Mutter mehr oder minder verzogen; Blandine, die älteste Tochter, nennt sie verschroben, eine Heuchlerin, geizig, eitel, mit entschiedenem Widerwillen gegen jede An-

strenge und dabei ein ganz kaltes Herz, das weder dem Vater noch den Geschwistern zärtlich zugethan war, wie also sollte es der Fremden sich hingeben? — Fanny wußte nicht gleich, wie sie fassen. Sie hoffte auf Zeit, Geduld und Liebe.

Elise war gut; aber dumm und faul.

Karl, ein verzogenes Kind.

Marie, verzagt, blöde und unfreundlich.

Der Vater liebte die Kinder; allein er erzog sie auf eine über die Maßen verkehrte Weise. Ihr Muth sank ein wenig vor der ihr gestellten Aufgabe und sie betete um Kraft, hier nicht zu erlahmen. Sie theilte sogleich ihren Tag ein und suchte nun allen gerecht zu werden. Die Gewohnheit des frühen Aufstehens war ihr dabei ein großer Gewinn, die Stunden von 6—8 Uhr früh blieben ihr ungestörtes Eigenthum, das sie der Lectüre und den schriftstellerischen Arbeiten zuwandte. Dann kamen die Kinder. Musik wurde damals noch wenig getrieben, sonst hätte der armen Fanny bei dem Klappern und Klimpern, womit man sich in heutiger Zeit plagt, der Kopf schmerzen müssen.

Die neuen Pflichten ängstigten, quälten sie; ihre Stimmung war nicht die innerlich befriedigte mehr, wie in Kohlstorff, sie wurde zu sehr durch das äußere

Leben in Anspruch genommen, und dadurch litt ihre Seele. Wie sah es überhaupt in diesem äußern Leben jezt aus!

Der Handel mit England, welchen Napoleon überall verboten hatte, war auch in Mecklenburg gänzlich untersagt; dies hemmte allen Verkehr. Rußland und Frankreich hatten den Frieden von Tilsit geschlossen, und Kaiser Alexander I., dessen Schwester Helene Paulowna (+ 1803) die Gemahlin des Erbprinzen Friedrich Ludwig gewesen war, hatte die Wiedereinsetzung des Herzogs in seine Staaten gefordert. Napoleon war zum Nachgeben bereit. Am 11. Juli kehrte darauf Friedrich Franz nach Schwerin zurück, die Franzosen räumten das Land und hielten einstweilen nur die Seehäfen besetzt.

Wismar gehörte vormals zum großen Hansebunde. Seine Häuser tragen jene spitzen Giebel, welche die Bauart jener Periode kennzeichnet, und die mächtigen Kirchen, aus rothen Backsteinen errichtet, sind würdige Monumente altgermanischen Baustyls.

Die Stadt hatte Schweden einige Zeit angehört, und war, wie gesagt, Mecklenburg jezt auf 100 Jahre verpfändet. Dem bequemen Hafen gegenüber lag die Insel Poel, die Fensterscheiben von den dortigen Wohngebäuden sah man im Schimmer der Abend-

sonne goldglühend leuchten, das Meer ringsum trug oft die Farbe von Ultramarin.

In einer Handelsstadt herrscht stets ein gewisser Wohlstand, und die alten Patrizierfamilien heben das Haupt in stolzer Unabhängigkeit; hier aber thaten sie es doppelt, in dem Bewußtsein ihrer ererbten Rechte und Freiheiten, die ihnen weder der Fürst noch die Landstände rauben durften. Auch in Wismar fanden allsonntäglich Assembles statt, welche das Offiziercorps, die Beamten, die Patrizier und der umliegende Landadel besuchte.

Fanny Tarnow repräsentirte wiederum die Frau vom Hause, empfing Gäste und nahm an allen Gesellschaften Theil. Allein nicht als ihr Recht genoß sie diesen Vorzug, es war eine Gunst, welche die Umstände und ihre persönliche Liebenswürdigkeit ihr gewährten; was man aber nicht als ein Recht beanspruchen darf, genießt man nie mit ruhiger Sicherheit. Sie mochte dies auch wohl so fühlen, ohne es sich selbst einzugestehen. Sie sagt in ihrem Tagebuche:

Meine gesellschaftliche Stellung ist beneidenswerth, man sucht mich, vergöttert mich, bewundert mich; allein Liebe werde ich, so wie ich hier stehe, Niemand einflößen, es sind die Annehmlichkeiten meines Geistes, welche man bei mir sucht, sonst nichts.

Und welchen Werth hat Bewunderung, wenn wir auf Liebe verzichten müssen.

Sie ging auf acht Tage nach Roggow zu der Landrätthin von Derpen, und fand dort momentan den alten Frieden wieder, — war glücklich und war gut. Allein mit ihrer Rückkehr befiel sie wieder das frühere Unbehagen in ihrem jetzigen Verhältnisse. Lebte sie eine Woche einsam, und fand die stille Beschaulichkeit, die Einkehr in sich selbst; dann kam eine heilige Ruhe in ihr Herz; erschien sie in Gesellschaft, wurde von Männern gesucht, ausgezeichnet, so ward sie innerlich verstimmt und mit bitterem Unmuth rief sie dann: womit sie es verdient, daß man mit ihr nur spiele, — daß man ihr Gefühle heuchele, die wahr und aufrichtig empfunden sie beseligt haben würden, als frivoles Spiel ihrer Eitelkeit schmeichelten; aber ihrem Charakter schadeten und ihre Selbstachtung beeinträchtigten.

Das gesellige Leben wurde während des Winters von 1810—11 wieder hunter und bewegter. Außer den Assembleen gab es Liebhaber-Theater, Bälle, Schlittenfahrten; auch musikalische Abende fanden in einigen Häusern statt. Dazwischen las man Göthe's Faust vor, und machte Promenaden im Mondenschein.

Auch die Commissionsrätthin Tarnow fand sich mit ihrer jüngsten Tochter manchmal dazu ein, sowie Bettern und Cousinen von Holstein. Dennoch schrieb sie am ersten Januar in ihr Tagebuch:

Ich fühle das ganze Gewicht von 8000 für die Tugend verlorenen Stunden. Aus dem ganzen Jahre schwebt mir keine Erinnerung vor, auf die mein Auge mit Billigung und Wohlgefallen verweilen möchte. Aber es soll und muß anders mit mir werden.

Es geht doch nichts in der Welt über das Gefühl, daß man nicht ganz unnütz ist und daß man sich selbst zur Ruhe und zum Glücke genügt.

Diese Firlefanzereien, welche man Courmachen nennt, was sollen sie eigentlich? — Sie können das Herz nicht befriedigen und dienen einzig der Eitelkeit zur Nahrung.

Je einsamer ich lebe, je zufriedener bin ich. — Eine gewisse Coquetterie ist mir leider, leider zur Gewohnheit geworden. Und o wie gern gäbe ich alle Bewunderung und alle Eroberungen für ein Wesen hin, das mit wahrer ungekünstelter Innigkeit an mir hinge. Wie kindisch kann ich jetzt noch zuweilen aufhören, wenn mir ein Laut entgegenkommt,

in dem mein Herz die alte himmlische Melodie zu erkennen glaubt.

Ehemals empfand mein Herz so tief, und sehnte sich so warm nach Liebe; jetzt beschwichtigt es sich mit einer Menge von kleinen Sensationen, die diesen Namen nicht verdienen.

Auch das Reflectiren über mich schadet mir; doch ist es ein Bedürfniß, von dem ich nicht lassen kann.

Natalie blieb immer noch unvollendet; indessen schrieb sie Blanka, Fanny Butler und Luzie, Erzählungen, welche sämmtlich das eine Thema behandelten, nämlich Geistesentwicklung durch Liebe.

In ihrem Tagebuch steht:

Das Talent die Poesie eines dürftigen Familienkreises zu empfinden, besteht in dem kindlichen Sinne, der sich in der Freude an Kleinigkeiten zu ergehen vermag. Sollte ein Strauß von Wiesenblumen mein Auge nicht ebenso ergößen können, wie die im Treibhause gezogene Rose? Sollte ich unter einem Hüttendache die wiederkehrende Schwalbe weniger warm willkommen heißen, wie in einem Palaste? Wohnt nicht bei Wahrheit und Einfachheit das echte Glück? Könnte es mir nicht so gut gelingen, wie andern Frauen, mich über den Erwerb eines neuen

Hausgeräthes, eines wohlgerathenen Kochens zu freuen, und darüber der Unbequemlichkeit zu vergessen, welche mir der Rauch und die Gluth des Feuers verursachte?

O gewiß ist die Frau eines armen Landpredigers glücklicher zu preisen, als die eitle Stadtdame, welche täglich ein Raub ihrer schlimmen Leidenschaften wird. Warum sollte mir der Sinn für eine stille Beschränkung versagt sein?

Ich schaue mich bisweilen wie eine fremde Person an; dann erscheint mir das rege Leben, und der Geist, der sich in meinem ganzen Thun und Treiben ausdrückt, wie ein Etwas, das außerhalb meines Innersten vorgeht. — Ich fühle aber auch oft mit wehmüthiger Resignation, daß diese Weltbildung mein inneres Wesen betäubt, — ja ihm auf kurze Zeit gewissermaßen seine Existenz raubt. Ich hatte ehemals so viele Innigkeit, so stillen, hebenden Aufschwung in der Seele — die Flügel sind geknickt — der alte Trieb zum Flug ist da, aber die Kraft ist gelähmt. Ich bin wie Kleist's Kranich. —

Ich habe so wenig Edles und Schönes außer mir gesehen und genossen; — gefühlt aber habe ich vieles, — und wo ich es nur auffasse, ist es mit Wehmuth und mit Thränen.

In der Einsamkeit ist mir wohl; dann rufe ich

mir die einzelnen Stellen, die ich aus meinen Büchern auswendig weiß, zurück, sie kommen zu mir, wie der Besuch eines Freundes, nie reflectire ich über die Ursache meines Gefallens an ihnen, — nie zergliedere ich ihren Sinn; — erst seit Kurzem ist es mir eingefallen, daß ich wohl den Plan des Dichters, seinen Hauptgedanken kennen möchte. Meine beiden Lieblinge, Faust und Tasso, verstehe ich vielleicht gar nicht. Sie sind mir deshalb nicht weniger schön, obwohl ich stets nur Einzelnes heraushebe und daran haften. Als ich 16 Jahre alt war, vergötterte ich Schiller's Stücke, Don Karlos wußte ich auswendig, Fiesko, Kabale und Liebe, die Räuber entzückten mich, ich las sie zehnmal hinter einander und fühlte manchen Zug, der mich jetzt kalt läßt.

Einiges will mir gar nicht mehr zusagen. Il y a du radotage, mais c'est le radotage d'un grand homme. Bombast und Schwulst verleiden mir die ehemaligen Lieblingsstellen.

In dem Karlos finde ich jetzt zwei Fehler, die mir ihn ordentlich verleiden: Posa's Verhältniß zum König ist anziehend, aber seine Aufopferung durchaus nicht motivirt; sie ist bloß um des Märtyrthums willen vom Dichter und aus keiner inneren Nothwendigkeit herbeigeführt. Und dann ist ein unge-

heurer Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit, ja gegen die Möglichkeit begangen: Karlos erhält ein Billet von der Eboli, und er, der mit der Königin Briefe gewechselt hat, von denen wieder und wieder die Rede ist, erkennt die Handschrift nicht; sagt zu dem Pagen:

D lüge nicht, ich muß Dir glauben,

Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen!

Dabei trägt er die Briefe der Königin auf seinem Herzen und überreicht sie später dem Posa.

Ich habe meine alte Herzensmutter besucht, sie freute sich so innig, mich zu sehen! Sonnabend und Sonntag war ich in Roggow, wo Ida und Sophie eingesegnet wurden. Meine Lotte fuhr nach Berlin.

Wie vieles kommt auf die Lage an, in der man lebt! Wenn die schöne Recamier beim Eintritt in ihre Loge mit Klatschen empfangen wird, so bringt sie doch nur denselben Eindruck hervor, den meine Mutter empfand, als sie mich am Freitag sehr geschmackvoll gekleidet sah. Es ist alles nur relativ. Es giebt nichts Reelles, als moralische Trefflichkeit, oder eigentlich: das Ideal der Gottheit. Alle Schönheitsideale sind an Begriffe geknüpft, die aus der Beschränkung unserer Fähigkeiten entspringen, und

also mit dem irdischen Leben aufhören; außer Liebe zu Gott. Das ist allein der volle Name, der Genügen verheißt.

Ich habe mit der Dahlmann den Markos gelesen. Schon vor 6 Jahren las ich ihn einmal, damals gefiel er mir gar nicht. Recht innig kann ich mich auch jetzt nicht mit dem Ganzen befreunden. Es ist eine durchaus fremdartige Erscheinung, bei der man, um es schön zu finden, ganz aus sich heraustreten muß. Könnte man alles, was man bis dahin gelesen hat, vergessen — sein Gemüth zu einem unbeschriebenen Blatte machen — dann wäre uns wohl ein richtendes Wort vergönnt; so aber fürchtet man, dem Dichter Unrecht zu thun, weil man keinen richtigen Maßstab für das Ganze hat. Es hat mich einige Male an Calderon und an Dante erinnert. Was mich am meisten interessirt, ist das durchaus nordische Gepräge des Ganzen; dieser Ernst, dem jedes leichte Spiel, das der Südländer mit geistigem Wesen treibt, zum furchtbaren Gespenste wird; — dieses Tiefe, dieses Gigantesque — und dabei dies Hinuntersteigen in die eigene Brust; — dies Aufblicken nach Oben. — Auch Schlegel's Bemerkung, daß die Geschichte nicht tragisch sei, ward mir hier klarer in dem von ihm untergelegten Sinne. Die Ge-

schichte und vorzüglich unsere Gegenwart! — Alles schwankt, und selbst das heilige Orakel in der eigenen Brust wird irre zwischen Liebe und Haß. Wie soll sich da ein Weib retten! Ach! ich fühle es ja täglich, daß ich versinke.

Seit gestern Morgen ist Schill mit seinem Corps hier. Ich ging mit der Dahlmann nach dem Markte und unter den einzelnen Truppen herum. Hier lag ein Haufen und spielte Karten — dort schliefen Einige. — Die Marketenderinnen liefen mit ihren Flaschen umher. Eine Gruppe zog mich besonders an. Ein junger bildschöner Husar war Vorfänger; mit sichtlichem Enthusiasmus sang er Lieder zum Lobe Schill's, Ermunterungen zur Tapferkeit:

„Und können wir den Vorbeer nicht erreichen,
Können wir mit Ehren fallen, streiten,“

lautete der Refrain.

Es sind schöne Leute. Der größte Theil ist noch unmontirt. — Welch' ein Leben, welch' ein Ausdruck in den Gesichtern! Um 10 Uhr kam unsere Einquartierung, zwei Offiziere, von Dallwig und von Winning. Der Erstere war Anführer der Hessischen Insurgenten, der Andere ehemaliger preussischer Offizier. Dallwig ist ein ganz gewöhnlicher Mensch — voll Renommisterei und Studentennuth — weiter nichts.

Keine Begeisterung, keine Klarheit — kein Heroismus. Er that sich nicht wenig zu gut auf den auf seinen Kopf gesetzten Preis.

Gestern Nachmittag sah ich Schill, — eine kraftvolle gedrängte Gestalt, — ein blühendes Gesicht, — dunkles Haar und Bart, — ein schönes braunes Auge voll Feuer und Muth, unverkennbarer Ausdruck von Selbstständigkeit und Heiterkeit. Wenn er erscheint, geht allen seinen Leuten die Sonne auf. „Nun, Vater Schill,“ riefen sie ihm nach der blutigen Affaire bei Dorenburg zu, „freust Du Dich nicht, sind Deine Kinder nicht brav gewesen?“ Jedem reichte er herzlich die Hand. Wie zu Arleburg die Compagnie, welche ihm nachgefolgt ist, an's Land steigt, er den Ersten, der das Ufer betritt, vom Pferde herab umhalsset — so innig, so herzlich — schön war der Ausdruck, mit dem er zu ihnen sprach, sie zu ihm aufzuden. — Es ist kein gewöhnlicher Mensch. Kein Feldherrngenie — aber ein braver, kühner Degen, ein Mensch voll Muth und Sinn — mir ward wohl bei seinem Anschauen. Ich stand lange neben ihm. „Himmel!“ rief ein hinter mir stehendes Frauenzimmer, „welch ein Gedränge!“ — „Gilt es doch auch, den ersten deutschen Mann zu sehen!“ sagte

ich rasch. — Sein Blick faßte mich — es war ein Geistesgruß. Ach! Warum bin ich ein Weib! Warum ward mir in der zerbrechlichen Hülle dieser Geist!

Ich erwarte nichts von ihm und seinem Corps, — sein Plan war schon gescheitert, als er Berlin verließ, aber die Idee selbst bleibt schön und groß — und nie wird er gemein enden.

Schill ist in Stralsund, unser ganzes Corps gefangen, mein Bruder mit. Anthing hat Dömitz gewonnen und folgt Schill mit 5000 Mann, Holländer, Dänen und Westphalen. Setzt gilt es, wackerer, kühner Degen! Wie lobt Anthing die Preußen unter seinem Corps, wie sollen sie in Spanien fechten! Ein braves Volk, und so unterjocht, so entwürdigt, daß es für seine Unterdrücker gegen seine Brüder fechten muß. Das Herz blutet Einem dabei! Unsere Mecklenburger haben sich grade so gehalten, wie ich es prophezeihete; — sie sind nach den ersten Salven davongelaufen und größtentheils zu Schill übergegangen. Wickede ist geblieben.

Gratien wird diesen Morgen gegen 8 Uhr erwartet, die vier in Dömitz gewesenen Offiziere haben keinen Pardon angenommen, sondern sich tödten lassen. Auch Telzki, der den Plan entwarf, Napoleon

aus Erfurt zu entführen, war dort. Wie mag Schill's Herz bluten! Seine wackern Jungs — sein François — Alle diese Offiziere, selbst Anthing, sprachen mit großer Achtung von Schill.

Gestern über 8000 Mann Truppen in der Stadt. Dänische Husaren, Jäger, Artillerie, Infanterie — wenn die Menge es thäte, so könnten sie ihn erdrücken — er muß fallen. 15000 Mann gegen 5000. Aber er wird würdig fallen. O! Könnte ich mein Blut dort mit verströmen lassen. Anthing, der die Avantgarde commandirt, verließ uns gestern um 2 Uhr. Sein Adjutant, Capitain Schindler, war ein gebildeter Mensch. Abends war ich auf dem Markte, die Sanitscharen-Musik zu hören. Gestern Abend hatten wir holländische Offiziere zur Einquartierung. Mich reibt diese Zeit auf! In Schweden geht es toll her, der König hat für sich und seinen Sohn dem Throne entsagt; — und nun das Scheusal, Herzog Karl, König. Es ist empörend! Die Revolution war des Volkes würdig; aber dieser Ausgang!

Mir ist jetzt alles klein. Man möchte, wie die edlen arabischen Pferde, sich selbst eine Ader aufbeißen, um freier zu werden.

Was that ich Dir, Du großer Herr der Welten,
 Daß mich Dein Will' in diese Zeit verwies,
 Die unter Sturm und qualerfüllten Stunden,
 So arm an wahren Glück mich ließ.

Sonntag, den 3. Juni. Schill ist todt — mit ihm fielen seine Braven. Keiner wollte den tapfern Anführer überleben. Warum kann ich nicht Blut, statt Thränen weinen!

In mir ruht Mißmuth. — Was ich erstrebe, paßt nicht in diese Zeit. Ich lebe vergebens. — Ich bin erschöpft — bin todesmatt — bin krank — auch körperlich. So will ich denn auf 8 Tage mit den Kindern nach Roggow zu Mutter Dergen gehen und sehen, ob meinem wunden Herzen durch Liebe und Freundschaft dort Heilung werden kann.

Unsere Mecklenburger haben sich recht christlich bewährt: Du sollst nicht tödten! — Sie hielten das Gebot.

Wie darf man von seinem kleinen, unbedeutenden Leben reden, wo ein so großer Kampf gekämpft wird! Oesterreich ist gefallen, Wagram zum Arbela dieses Hauses geworden.

Sonderbar sind die Zeichen der Zeit, die Gemüther befinden sich in einer solchen Reizbarkeit, daß man auf jede Kraftäußerung rechnen kann — keine Erschlaffung, keine Muthlosigkeit, keine Unthätigkeit! Nach Ruhe sehnt sich Niemand! — Allein es ist kein klares Streben da, man weiß nicht, was man will — es fehlt an Führern; Schill und Braunschweig-Deß waren Meteore! Der jetzige Feldzug muß auch darin anders wirken, daß er so viele Menschen weggerafft hat. In Göttingen bedeckten nach den mäßigsten Angaben 50,000 Leichen das Schlachtfeld. Die Preußen wurden bloß moralisch vernichtet, die Oesterreicher auch physisch durch 200,000 Franken Kriegsteuer. Mit jedem Tage vermehrt sich die Drangsal und die Schmach unserer unterjochten Nation. Jetzt heißen wir noch in die Fessel. Gott lasse mich nie die Zeit erleben, wo wir geduldig, wie der Ochse im Joche, einhergehen werden!

Ich weiß, daß auf diese Zeit eine edlere, glücklichere folgen wird; allein das tröstet mich nicht über die Gegenwart, nicht über die Weichlichkeit und Schlaffheit meiner Mitmenschen.

Man spricht von einer Wiederverheirathung Herrn von Preenß.

Vorgestern war Frau von Plessen bei mir — sie brachte mir das Februarheft des Freimüthigen, in welchem sie einen Aufsatz von mir gefunden hatte: „Blätter aus dem Nachlaß einer Frühvollendeten.“

Meine Luze rückt langsam, langsam vor; denn mir wird selten eine Stunde, wo ich zum Schreiben fähig bin; aber wenn ich es bin, ist die Stimmung sehr glücklich. Es ist gut, daß meine Lage mich vom Schriftstellern abgehalten hat, denn ich taue nicht dazu, ich habe kein schaffendes Genie, keine neuen Ideen, es ist alles nur angeeignet. Das Interesse an Gegenständen zur Uebung der Denkkraft ist in mir; aber die Resultate derselben vermag ich nur anzunehmen, nicht hervorzubringen. Das Angeeignete kann ich aber, gut eingekleidet, für Andere wieder darstellen. Anders ist es mit dem, was sich auf Empfindungen bezieht! Hier bin ich reich in mir selbst, durch mich selbst. Was ich denke, denke ich mir durch Empfindungen, und was ich nicht auf diesem Wege weiß, ist todt's Capital. — Im Menschenherzen sind unergründliche Tiefen — Geheimnisse der Freude und des Schmerzes!

Ich lese jetzt Les confessions von Rousseau. Zwei Stellen darin sind mir so auffallend, daß ich sie, wenn ich mein eigenes Leben schreiben wollte,

nur abschreiben könnte; — die erste, wo er sich selbst ein kleines Wunder nennt, weil er im sechsten Jahre schon Romane las; — die andere — will ich nicht nennen.

Wie Morgenduft entfliehen mir jetzt die Illusionen, die in der Jugend das Leben so schön schmückten. Arm erscheint mir die Zukunft an Freuden, grau die Gegenwart; tiefe Wehmuth, Mitleid mit mir selbst ergreift mich, wenn ich meine Kraft, beglücken zu können, mir vorstelle, und nun so arm, so freudlos hinlebe! — Warum mußte mein Gemüth, durch Poesie gebildet, so empfänglich für den Zauber wahrer Liebe sein, warum in Arndt mir der einzige Mann erscheinen, dem ich mich ganz hätte hingeben mögen? Was ist mir aller Ruhm im Vergleiche zu dem Glücke, welches mir durch das Herz hätte werden können!

V.

Die Unbeständigkeit der Menschen.

Der Unglückliche ist misstrauisch, und
darum scheint er meistens stolz zu sein.
Fanny Tarnow.

Der Oberstlieutenant von Preen vermählte sich bald darauf mit der Baronesse von Stenglin auf Rangow. — Fanny Tarnow konnte unter diesem Verhältnisse nicht eine Stellung beibehalten, welche mit dem Eintritte einer Hausfrau und Mutter sie um die Hälfte ihrer besten Rechte betrog und ihre seit längerer Zeit schon gedrückte Stimmung entsprang wohl schon der Vorempfindung dieser näher und näher rückenden Katastrophe.

So schön auch der Beruf einer Erzieherin ist, so bietet er doch dem Herzen des Weibes weit weniger Befriedigung, wie man der Theorie nach meinen sollte. — Für das Allgemeine zu leben, ist den

Frauen nicht gegeben, sie sind ihrer Natur nach keine Philanthropen. Der Mann kann als Pädagoge in einem weiten Wirkungskreise für sein Gemüth Genüge finden; die Frau kann es nie! Ihr blühet nur da das Glück, wo sie sich auf einzelne Personen zu beziehen hat und ihre Unentbehrlichkeit voraussetzt.

Das Leben der Erzieherin ist überdem ein Wanderleben. — Beim ersten Schritte hinaus bringt sie die wärmste Neigung für ihren Beruf mit und glaubt den ihr anvertrauten Kindern sich ganz widmen, ihnen mit ihrem ganzen Herzen gehören zu müssen; allein mit der zweiten und dritten Stelle schwächt sich dieser Enthusiasmus; kühler wird sie in ihrem Geben, muthloser in ihrem Empfangen, und nach einem Jahrzehend läßt sie die Flügel völlig hängen.

Auf diesem Punkte war Fanny Tarnow angelangt. —

Die Resultate seiner Arbeit nicht erleben können, spannt ab. Sie sollte einen neuen Wirkungskreis suchen, ohne Neigung ihn suchen, nur dem Gebote der Nothwendigkeit gehorchen, nur das Bischen Leben zu fristen im Auge haben. Und so mußte es nun bleiben für und für? — Dem ewigen Juden gleich sollte sie ihr Wanderleben fortsetzen von Familie zu Familie, nirgends Boden unter ihren Füßen fühlen,

keine Heimath mehr besitzen und keine Aussicht, sich eine solche zu gründen?

Sie hatte nichts erspart; — in zehn Jahren nichts erspart. Und würde sie das auch in Zukunft nicht können?

Sie hatte bis dahin dieser materiellen Seite ihres Lebens nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Zu sehr mit dem, was sie geistig erwarb, beschäftigt, quälte es sie wenig, wenn Schätze, die Rost und Motten fressen, sich bei ihr nicht mehrten. Sie brauchte nicht viel. Bücher und Porto waren ihre Hauptausgaben; nicht von ihren Freunden zu hören, hätte sie nicht ertragen können; denn wie liebte sie diese Freunde! Allein ihre Postrechnung war nicht klein und das Gehalt einer Erzieherin nicht groß. Dazu gab sie gern, war wohlthätig, konnte einem Armen nichts abschlagen; ihre kleinen Reisen kosteten; dann sollte die Mutter ein Geschenk erhalten, dann die ihr theure Schwester; kurz, ihre Kasse war leer, sie zeigte oftmals ein Defizit, und nun — wohin? — wohin? — Ohne Geld, wohin? —

Kein Wunder, wenn sie sich niedergeschlagen fühlte. Die junge Frau von Preen hielt ihren Einzug und Fanny Tarnow ihren Abzug. Zum Glück lief in dem Augenblicke noch ein Brief von

Hitzig *) ein, worin dieser sich auf das Artigste bereit erklärte, den Verlag ihrer Natalie übernehmen zu wollen. So bot sich doch eine Aussicht!

Sie reiste nun zu verschiedenen Freunden und blieb eine Weile in Güstrow, bis sich ein neues Engagement bei Herrn von Müller auf Rankendorf für sie fand. Dieser wohnte im Winter in Lüneburg mit seiner Familie, und seine Uebersiedelung auf das Gut verzögerte sich durch ein Unwohlsein der ältesten Tochter, welches den Eintritt der neuen Erzieherin in sein Haus hinausshob. So kam das Pfingstfest, bis man ihrer bedurfte, heran.

Indessen schrieb ihr Arndt, dem sie bei einer Subscribtion auf seine Gedichte behülflich war.

„O stilles, seliges Glück meines Herzens, darf ich dir Worte leihen?“ sagt sie. „Mein Herz war den ganzen Tag reiner Harfenton, der in jeder Empfindung leise wechselte, — ich war sehr glücklich — aber ich mußte vor Freude, Dank und Rührung viel weinen.“

Heute habe ich Arndt geantwortet. Ich bin zufrieden mit meinem Briefe; aber doch glücklich,

*) Buchhändler und später Criminal-Director, auch Schriftsteller und Herausgeber des neuen Pitaval.

ach! so glücklich, wenn ich denke, daß ich nach acht langen Jahren, in welchen ich ihn schweigend geliebt habe, mit ihm reden darf.

An Arndt.

Güstrow, am Himmelfahrtstage.

Auch in mir, mein Freund, hat der Anblick Ihrer Schriftzüge manche Erinnerung alter Zeit geweckt, oder vielmehr erneuert. Ohne eine leise Wehmuth vermag wohl so leicht Keiner auf seine Jugend — diese Zeit schöner unbegrenzter Hoffnung — zurückzusehen — erhebend ist aber das Gefühl, daß nur das Zufällige, Angeeignete mit ihr verschwand und sich — entweder in der Einheit Einer großen Idee, oder Eines tiefen allmächtigen Gefühls — das Angeborene, Sinn und Geist frisch, das Herz jung erhielt. Uns Beiden, mein Freund, scheint dies gewährt zu sein. Sie waren, als wir uns kennen lernten, schon ein Mann, der das Leben und die Welt klar auffaßte und sich selbst im Wechsel tiefen Leids und schönen Glücks erprobt hatte — acht lange Jahre liegen zwischen dem Damals und dem Jetzt — Jahre voll tiefer schmerzlicher Erschütterungen, voll eines Kampfes, in dem jeder edle Mensch sich Wunden erstritten hat, die nie schmerzlos vernarben kön-

nen, und eben daher, lieber Arndt, ist mir bei Lesung Ihres Briefes wohl, sehr wohl geworden. — Dieser ungebrochene Muth, dies feste Hinblicken auf das Ziel, dies unerschütterliche Wollen und in so finsterner Zeit, dies Vertrauen, diese Hoffnung — o mein Freund, möge das Schicksal Ihren prophetischen Traum wahr machen und Sie noch einst ein freies Vaterland erblicken!

Arndt, ich möchte es Ihnen aussprechen, recht ernst und warm aussprechen, wie ich Sie erkenne und ehre. Das Bewußtsein, den Besseren unserer Nation zur Ermunterung und zum Beispiel zu leben, muß Ihnen in mancher schweren Stunde zur Erhebung und zur Verpflichtung werden. Wie Wenige wissen jetzt klar, was sie wollen, und noch weniger wie sie es wollen. — Nichts verletzt mich tiefer, als die Apathie der Männer, die genug gethan zu haben glauben an einer unfruchtbaren Speculation des Gedankens, und uns ihre Gleichgültigkeit gegen alles das, warum es sich allein der Mühe lohnt zu leben, für Besonnenheit und vernünftiges Schicksen in die Nothwendigkeit anpreisen. Mancher früher von uns Deutschen hochgefeierte Mann weiß ja jetzt den Jünglingen und Männern seiner Nation nichts Gescheuteres zu rathen, als die Fesseln, in die uns fremder Ueber-

muth und eigene Schwäche geschlagen hat, mit Anstand tragen zu lernen. — Welch' ein Beispiel! und wie Noth sind uns Männer, die noch den Muth haben, wahr und frei zu sein! — Was Sie sind, Arndt, und was Sie wirken, gehört einer freudigeren, stolzeren Nachwelt und den Jünglingen der Mitwelt an. — Der Samen, den Sie austreuen, kann nicht verloren gehen — vielleicht bewahrt ihn das Geschick noch Fahrzehende in stiller Verborgenheit — aber aufgehen wird er früher oder später und Früchte tragen, des Herzens würdig, das ihn austreute. — Wenn Sie nicht mehr sind, Arndt, so werden einst noch Deutschlands Jünglinge dem Manne danken, der in ihre Seele den ersten Funken der heiligen Rache für die gegenwärtige Schmach warf. —

Uns Weibern ist es freilich kaum vergönnt, ein Vaterland zu haben und zu lieben — aber Ihnen, Arndt, darf ich gewiß ohne Furcht vor Mißdeutung das innerste Gefühl meines Herzens aussprechen. Dürfen wir doch Gott lieben wie ihr Männer — warum nicht das Vaterland, da doch die Liebe zu ihm eben so geistiger Instinkt ist, wie die Liebe zu Gott? —

Arndt, es ist jetzt wahrlich für das Weib ein noch schlimmeres Leben, als für den Mann. Ihr habt

doch den Haß, der in unserer Brust zur Unnatur wird. — Die schwankende, bewegliche Natur der Frau strebt nach einem Anhalt, und wo soll das weibliche Gemüth den jetzt finden? —

Mein Schicksal ward früh entschieden, und wo ich sonst zuweilen klagte, weil ich mich als ein schuldlos schuldiges Opfer desselben fühlte, danke ich jetzt. Es war entschieden, als ich Greifswald verließ. In tiefer Einsamkeit und gänzlicher Abgeschiedenheit sammelte sich mein zersplittertes Dasein in Einem Gefühl — daran hielt ich mit der ganzen Kraft meiner Seele, und im Laufe der Jahre lernte ich es immer mehr verstehen und würdigen, welche Wohlthat diese Einheit des Gefühls, von der mich keine Hoffnung, kein Wunsch, kein Streben nach Außen hin abzog, für mich sei. Früher hatte ich zagend vor dem Schicksal gekniet und jeden Pfeil aus seiner Hand still und klaglos empfangen — jetzt strebte ich, dem Schmerz fest ins Auge zu sehen und mich durch ernstes Wollen über ihn zu erheben. Ich wollte nicht mehr geduldig und resignirt, ich wollte fest und stark sein, und daß ich so bestimmt wußte, was ich wollte, gab mir Gewalt über das Leben. Das Schicksal verflocht mich in Verhältnisse, wo es mir zur Nothwendigkeit wurde, im engen und weitern Kreise auf Menschen wirken

zu müssen. Ich, die ehemals so schwankende, bis zur Kränklichkeit Reizbare und Hingebende, sollte nun allein stehen und Anderen geben, was mir selbst Bedürfniß war zu empfangen. — Ich gewann mir manchen edlen Freund — noch mehr verkehrte ich aber mit Frauen und Mädchen; hier öffnete sich mir ein Wirkungskreis, wo ich mit großer Lust und Liebe alle Kräfte meines Gemüthes in Anspruch genommen fühlte. — In der Regel werden wir Weiber gar nicht erzogen, und das ließe sich wohl ausgleichen, würden wir nur nicht statt dessen verzogen. Höchstens mit etwas Toiletten- und Gesellschaftskunst ausgerüstet, treten nun die jungen Mädchen im 14. bis 15. Jahre in die Welt, wo das Weib nie hingehört — und gerade diese Zeit der regsten Empfänglichkeit für das Gute und Sittlich-Schöne wird verbrauset und vertändelt. Junge Mädchen dieses Alters um mich zu sammeln und ohne irgend ein bestimmtes Verhältniß zu ihnen, ihnen Freundin, Lehrerin und Warnerin zu werden, war seit Jahren mein Lieblingsgeschäft und soll es bleiben. — Ich lebe dabei ruhig und zufrieden und gehe der Zukunft mit stillem, heiterm Vertrauen entgegen — was sie mir auch bringt, mich selbst wird sie mir nicht rauben und alles andere sehe ich nur als geliebenes Gut an. —

Gott erhalte mir nur die Menschen, die ich liebe — darin bin ich furchtsam und zaghaft wie ein Kind — und doch habe ich den tiefsten Schmerz erlitten, habe ich die Vergangenheit durchleben können; ist mir aus ihr wieder ein frisches, fröhliches Dasein aufgegangen: so brauche ich die Zukunft wohl nicht zu fürchten. —

Ich sende Ihnen hier die Namen einiger Subscribenten zu Ihren Gedichten — unsere Fürstin ist jetzt nicht in Ludwigslust, doch wird sie bald zurück erwartet. — Senden Sie das versprochene Buch gütigst unter meiner Adresse nach Rankendorff bei Daffow. —

Leben Sie wohl, leben Sie wacker, und ungetrübt bleibe der helle, freundliche Sinn. —

Fanny.

Ich freue mich außerordentlich auf die Stille des Landlebens. Mit mir selbst will ich verkehren und Nachdenken, Lectüre und Fleiß sollen meiner Seele die verlorene Elasticität wiedergeben.

Mit solchen Vorsätzen betrat sie Rankendorff. Hier war eine Hausfrau, ihre Stellung also völlig die einer Erzieherin, was sie im Anfang nicht ganz

angenehm empfand, da sie sowohl bei Herrn von Both, wie auch bei Herrn von Preen wie die Gebieterin aufzutreten sich gewöhnt hatte. —

Der älteste Sohn des Herrn von Müller war mit der Tochter des Russischen General v. Benningson, einem nicht schönen, aber guten, fein gebildeten, dabei sehr reichen Mädchen verlobt, und kurz nach ihrem Eintritte in die Familie fand die Hochzeit dieses jungen Paares statt. Fanny war bei den Festen gegenwärtig; dann wurde es wieder still im Hause. Herr von Müller war ein sehr verständiger Mann, seine Gattin etwas kalt und stolz, die Tochter wohl-erzogen und gutmüthig. Fanny ertheilte ihren Unterricht und kehrte dann zu ihren Büchern oder ihrem Schreibtisch zurück. Seit Arndt's Brief war sie um vieles heiterer gestimmt.

Natalie rückte vor. Sie schrieb den zweiten Theil in vierzehn Tagen unter strömenden Thränen nieder, wie sie sagt. Sie meinte, er müsse, weil aus dem Herzen geflossen, auch zu dem Herzen sprechen, nennt ihn aber, als literarisches Produkt, ganz werthlos. Sie wußte wohl, daß man mit dem Herzen keine Bücher schreiben kann; ist der Stoff ein selbsterlebter, so muß es ein überwundener Standpunkt sein — gleich Begebenheiten, die man zu den Akten gelegt hat. —

Man glaubt im Publikum, der Schriftsteller könne alle Erlebnisse zu einem Werke benutzen und fürchtet ihn daher; es ist oft drollig, wie sehr dies in beschränkten Kreisen hervortritt. Es scheint den Leuten, daß ihr Leben und das ihrer Freunde, wenn gedruckt, sich gerade so ausnehmen würde, wie irgend sonst eine Erzählung; doch irren sie sehr darin. Der Autor kann selten nur die ihm mitgetheilten Thatfachen verwenden, er abstrahirt davon, benützt sie zu einem allgemeinen Bilde des Menschenlebens und der Zustände, aber so wie sie sind, taugen sie schon gar nicht; wollte er das einfach nachschreiben, so wären es Schattenrisse, aber keine Bilder. —

Fanny Tarnow wünschte, daß Arndt ihre Natalie lesen möge, damit er daraus erfahre, wie sehr sie ihn geliebt habe; eine andere Hoffnung knüpfte sie daran nicht. An das große Publikum dachte sie dabei nur mit Schmerz; denn sie empfand ihr Auftreten vor demselben mit dieser Herzensgeschichte wie eine Entweihung ihrer heiligsten Geheimnisse.

Der Geburtstag von Frau von Müller führte eine Familienscene herbei, welche sie tief rührte. Am Morgen dieses Tages segnete Herr von Müller seine Kinder mit einfachen herzlichen Worten, des Glückes gedenkend, welches die Mutter ihm gewährt habe.

So glücklich hätte auch sie sein können — sagte sie sich — und hätte, ihr Haupt verhüllend, die Gräber für künftige Geschlechter einsegnen und sterben mögen.

Wir erkennen aus dieser einfachen Handlung den Geist dieses Hauses. Herr von Müller und seine Gattin waren 30 Jahre verheirathet und voll Dank gegen einander für ihr gegenseitiges Glück; ihre Liebe war jetzt schöner noch als damals, wo sie sich am Hochzeitstage umfaßt hatten. Wer möchte nicht gern bei der Feier eines solchen Tages stehen bleiben!

Fanny mußte in einem solchen Familienkreise sich unbehaglich fühlen. Alle Glieder desselben gehörten zu einander, paßten für einander, und die fremdartige Erscheinung dieser hochbegabten Lehrerin konnte sich diesen intimen Verhältnissen nicht sogleich anpassen.

Sie war verwöhnt in dem Bezug; war sehr empfindlich, leicht verleglich, und stets, wenn es zu spät war, machte der Kopf ihr Vorwürfe, daß sie mit einem ganz unangebrachten Worte Kleinigkeiten gerügt hatte. Dies stimmte Frau von Müller nur um so zurückhaltender und vorsichtiger. Fanny nannte ihr Wesen kalt, während es eigentlich nur würdevoll und ihrer Stellung angemessen war.

Mit der Fremden ein zärtliches Freundschafts-

bündniß zu schließen, war ihr kein Bedürfniß. Die Erzieherin ihrer Töchter stand ihrem Herzen in anderem Sinne nahe, sie war nicht da, um eine Lücke bei ihr auszufüllen. Sie wandelte überhaupt auf der Mittelstraße des Lebens und Fanny Tarnow suchte die äußersten Gränzen.

Die Extreme der Tugend sind oft recht unbequem. Man muß die Saiten hochspannen, weil sie von selbst nachlassen, heißt es; allein nur mit Vorsicht kann dies geschehen, sonst brechen sie.

Fanny bildete sich ein, man schätze sie nicht ihren Verdiensten entsprechend, man wisse ihre seltene Begabung nicht zu würdigen. Sie wachte behutsam auf Worte und Mienen, zu erspähen, ob man sie auch vernachlässige; doch konnte sie trotz ihres Suchens keinen eigentlichen Grund zur Klage finden. Was sich sagen ließ, war: daß man sie nicht vergötterte.

Wieder erwachte hier eine tiefe Sehnsucht nach Hause, nach der Mutter, nach Jemand, den sie durch ihr Dasein, durch ihre bloße Nähe beglückt hätte. Ach! In diesem Kreise war sie so überflüssig, hier war so volles Genügen, daß Niemand an das Herz der Fremden einen Anspruch machte und diese Fremde war doch so liebebedürftig, so zärtlichen Gemüthes! Ein unendliches Weh beschlich sie. —

Der Druck von ihrer Natalie begann indessen. Hitzig schrieb ihr: das sei kein Buch, es sei ein Herz, und welch' ein Herz! Fanny zitterte vor dem Tage, wo es an das Licht treten sollte. „Ich habe nicht Natalien's Reize“, sagte sie, „nicht ihren Geist, nicht ihre Talente; aber ich habe ihr mein Herz und meine Liebe gegeben. Wird Arndt es lesen! Und wird er sich sagen: ja, sie hat mich geliebt und ich habe sie verkannt? — Wird er Reue empfinden?“

Ich kann nicht sagen, wie bewegt ich jetzt oft bin! Ich habe wieder Thränen — sanfte Thränen! Mein Herz ist noch das alte Herz! Ich unterrichte hier mit wahren Vergnügen. Meine Adolphine wird mir sehr lieb, ich habe sie ganz nach meinem Sinne zu bilden und zu erziehen; sie ist 13 Jahre alt, nicht eben hübsch, kann aber doch gefallen. Sie hat Verstand und ein weiches Herz; aber eine Eitelkeit, die alles hingäbe, um den Lorbeerkrantz des Ruhmes auf ihren Scheitel zu heften. Sie will durchaus sich auszeichnen und hascht darum nach Paradoxen. Möge es mir gelingen, ihre Eitelkeit in meinen Dienst zu nehmen und sie auf Einfachheit, sittliche Anmuth und Bescheidenheit zu richten.

Hitzig hat mir ein paar Exemplare meiner Natalie übersandt. Ich kann nicht sagen, wie unangenehm mich die fehlerhafte Zusammensetzung des Ganzen und eine gewisse Ueberladung des Stils berührt hat. Dazu kommen bei einer sonst eleganten Ausstattung eine Menge sinnentstellender Druckfehler, die zugleich zu einigen hundert Sprachfehlern werden. Kurz, meine Freude daran ist mir verkümmert worden.

Wäre es möglich, sie jetzt noch einmal zu überarbeiten, so sollte sie in ganz anderer Gestalt erscheinen. Den 4. und 5. Abschnitt habe ich nicht ohne Thränen lesen können. Balude's Charakterzeichnung dünkt mich das Gelungenste im ganzen Buche.

Diesen Schmerz der Verfasserin über ihr Werk linderten bald darauf die schmeichelhaften Briefe von Hitzig. Außerdem hatte sie die Befriedigung, daß die vortreffliche Familie von Müller ihr mit jedem Tage größere Gewogenheit zeigte. Mit Perthes in Hamburg traf sie von Rankendorff aus eine Vereinbarung, nach welcher er sie mit allen neuen Werken zu versehen hatte; ihre gegenwärtige Lage lichtete sich also. Da traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht: Arndt gehe mit einer Elise Munn

nach der Schweiz. Diese Elise hatte Mann und Kinder verlassen, um Arndt zu folgen; ach! und Fanny wäre so namenlos glücklich gewesen, es an ihrer statt zu thun. Jene besaß schon so vieles, warum nun auch dieses noch! — dieses Eine, welches das Schicksal ihr hätte gönnen sollen; jene trat die heiligsten Pflichten mit Füßen, und war dennoch seiner werth! Jene ließ, als vierzigjährige Frau, den Gatten und erwachsene Töchter im Stiche; konnte eine Liebe das rechtfertigen, warum mußte die ihrige unerwidert bleiben? — Wieder war es ein Werk ihrer Phantasie, ein Trugbild, dem sie hier nachhing, denn sie kannte Arndt fast gar nicht.

Sie war tief niedergeschlagen. Erst als sie von La Motte Fouqué eine höchst schmeichelhafte Recension ihrer Natalie las, und von ihm selbst das Wort vernahm, daß er die Verfasserin unbekannter Weise wegen dieses Buches liebe, erholte sich ihr gedrücktes Herz. Wenn man Natalie lobte, so lobte man ja auch sie; denn war sie nicht Natalie? Auch La Motte Fouqué's Jugendfreund Julius schrieb ihr in gleich anerkennender Weise. Rochlitz dagegen äußerte sich streng. Er sagte ihr: das Buch, als Buch, könne er nur loben, — er würde davon, auch wenn er die Verfasserin nicht gekannt hätte, tief er-

griffen worden sein, als eine der interessantesten Erscheinungen unserer Literatur; — allein er sähe darin ein Selbstgeständniß und tadelte strenge alles, was sich auf ihre Liebe zu Arndt deuten ließ; es hätte, nach seiner Meinung, durchaus ungedruckt bleiben müssen.

Auch Fouqué beurtheilte es durchaus als Confessions, was sie sehr befremdete — so wohlthätig und erhaben sonst des herrlichen Mannes Worte für sie waren.

Einen höchst angenehmen Eindruck machte es auf sie, wie sie sagt, daß in allen Beurtheilungen immer nur von dem Gemütthe der Verfasserin, nie von ihrem Geiste die Rede sei. Natalie war aus dem Herzen geboren, der Verstand hatte daran keinen Antheil.

Immer wieder kehrte sie aber zu dem Wunsche zurück: daß Arndt es lesen möge.

„Julius hat mich für seinen Freund Fouqué um einige Zeilen gebeten“, schreibt sie. „Wie gern werde ich ihm ein paar Worte des Dankes sagen! Was ich bin, was Fanny die Schriftstellerin, was Fanny das Weib ist, was sie erreicht hat; das alles dankt sie nur der Liebe.“

Das Jahr 1812 nahte. Die nach Rußland bestimmten Heereskörper zogen durch das Land, in dem nun folgenden Kriege bot Napoleon die Truppen aller ihm verbündeten Staaten auf; auch Mecklenburg-Schwerin mußte 1665 Mann und 49 Offiziere unter dem General Fallois stellen. Zu diesen Offizieren gehörte auch der Bruder Fanny's, welcher sich mit der von dem Obersten von Below, Commandanten von Rostock, geschiedenen Frau, einer geborenen von Grävenitz, verheirathet hatte, — eine Verbindung, welche vielfach Anstoß gab.

Außer dem Kummer der Familie, den einzigen Sohn vielleicht auf immer scheiden zu sehen, betrübte Fanny noch um ihrer Mutter willen der Tod einer alten Dienerin, welche von einer Leibeigenen zu einem Mitgliede des Hauses übergegangen, ihrer Herrschaft mit unwandelbarer Treue zugethan geblieben. Sie ersetzte ihrer verwöhnten Herrin in ihrer beschränkten Lage durch ihre Dienste ein Heer von Domestiken; denn sie war Jungfer, Köchin, Wirthschafterin, Hausmädchen, kurz Alles in Allem, und theilte jede Freude wie jedes Leid der Familie. Wer sollte ihre Stelle erregen? — Und wie schmerzlich mußte die durch ihren Tod entstehende Lücke empfunden werden? Nicht ferner wie eine vornehme Frau bedient zu sein, war

vielleicht das Schmerzlichste, was die Commissionsrätthin Larnow noch treffen konnte.

Ihres Kummers darüber Herr zu werden, arbeitete Fanny eifrig an ihrer Thekla.

Den Winter wohnte die Familie von Müller in Eüneburg. Auch hier fand eine Sonntagsgesellschaft statt, ein Casino, an dem die Familie Theil nahm. Fanny war jetzt nicht aufgelegt, mit fremden Menschen zu verkehren, sie blieb allein zu Hause und las Boltmann's Schrift über Johannes von Müller. Als sie damit fertig war, schrieb sie in ihr Tagebuch: Ich möchte mich nun fragen, welchen Eindruck die Lectüre auf mich gemacht hat? Das Geständniß des Verfassers, er würde diese Schrift bei Müllers Leben nie haben drucken lassen, weil er wisse, daß sie ihm weh, sehr weh gethan hätte, empörte mich als unedelmüthige Härte. Mich dünkt, es sei nicht fromm, gegen einen Menschen, der mich geliebt, nach seinem Tode einen Tadel auszusprechen, der ihn lebend betrübt haben würde, und die Kunst des Historikers dürfe diesen Sieg über das Gemüth nicht fordern und nicht erhalten. Uebrigens ist das Werk gehaltvoll, und im Einzelnen sehr kunstreich geschrieben; nur fehlt ihm das Gemüth, er ist aus dem Verstande geboren. Ich habe die schöne, frische, lebendige Begeisterung noch

so warm im Herzen, womit ich Müller's Briefe an Bonstetten gelesen. Als Historiker scheint mir Woltmann's Würdigung seines Werthes sehr gerecht, — das Alles habe ich bei Lesung seiner Schrift gefühlt, doch ist die Universalgeschichte im Einzelnen herrlich, und vorzüglich Cäsar's Charakteristik frei von den an ihm gerügten Mängeln. — Cäsar tritt fest und bestimmt vor uns hin. — Ich habe an keine Regeln gedacht, als ich die Charakteristik von Louis Ferdinand schrieb — jetzt will ich dieser Schilderung Woltmann's Regeln anpassen und sehen, wie weit ich diesen entsprochen habe. —

In dem Werke Woltmann's interessirt mich am meisten, was er über Männerfreundschaft und über die Beschränktheit sagt, zu der ihn seine Entfernung von Frauen brachte. Wehmüthig hat mich der Kampf in Müller's Innern nach der Unterredung mit Napoleon gestimmt. O wie freundlich war hier der Tod! Der Nachklang des Ganzen ist denn doch: daß ich Müller lieber mag als Woltmann. —

Wenn der Mensch sich von Allem, was er thut, und von der Art, wie er es thut, Rechenschaft ablegt, wie Woltmann, so macht ihn das gewiß eitel und beeinträchtigt die Reinheit seines Gemüthes.

Wie viele Verpflichtungen liegen jetzt auf mir! Ich bin ein unwürdiges Werkzeug in Gottes Hand, und kann es seiner Barmherzigkeit nicht genug danken, daß er mich dazu wählt.

Ich sehne mich nach einem Besuche in Mecklenburg, nach dem Anblicke von Menschen, die ich liebe und die mich lieben.

Noch immer bin ich, wie am ersten Tage, fremd,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.

Ich habe viel und manches an den „Orient“ eingesandt — es war nicht ausdrücklich dazu geschrieben — nur zusammengesucht aus meinen Papieren. Der Redacteur giebt 4 Thaler für den großen Bogen. Ich sehe es nur wie eine Kumpelkammer an, wo hinein ich allen alten Hausrath werfen kann. Außerdem habe ich viele Pläne. — Ich componire jetzt wieder im Freien, des Abends im Garten.

Es ist Frühling und ich begrüße ihn mit Thränen, wie in meinem 16. Jahre. Die Erschütterungen der letzten Zeit, das Leid, welches meine Familie getroffen, hat mich weich gestimmt. Gott hat mir Schweres gesandt; vielleicht wird er gnädig sein und mir auch wieder Freude senden. Heute kam der junge Müller mit seiner Frau; wie gern reiste ich

mit ihnen zurück, wenn ich Geld hätte; allein die Unglückliche hat mir alles gekostet.

Die Redaction des Morgenblattes hat mich wiederholt zu Beiträgen aufgefordert. Meine Aufsätze finden großen Beifall; man schreibt mir: sie seien eine Zierde des Journals. Das ist alles recht angenehm, allein — was gewinnt das Herz dabei?

Doch schreibe ich jetzt mit Lust an den Erinnerungen aus Graf Gustav's Jugendleben. Ich habe bis jetzt immer als Frau erzählt; jetzt will ich schildern, wie ich als Mann hätte geliebt sein mögen. Natalie wird immer mein anziehendstes Buch bleiben, sie ist aus einer Idee, aus einem tief und warm empfundenen Gefühle entstanden. Gustav und Thekla sind Gebilde der Phantasie; Gustav soll liebenswürdig, aber Weltmann sein — in vollem Sinne des Wortes — nun wird mir seine Liebe doch unter den Händen fromm. — Einen Zusatz von Sinnlichkeit, von heißer Sinnlichkeit sollte sie haben, weil ich meine Gestalten nicht aus dem leeren Nichts erschaffen kann, und mir des wahren Gustavs Bild und sein Betragen gegen mich vorschwebt, aber ohne daß ich es will und ohne daß ich es ändern kann, verliebe ich mich nun mit ihm in diese Deborah, und siehe da, nun fängt er doch an zu lieben, wie ich geliebt habe.

Ich bin nun selbst recht neugierig, wie es mit ihm werden wird.

Heute bin ich von einer Reise nach Mecklenburg zurückgekehrt. Welch' ein Wiedersehen! Was in der Tiefe meines Herzens vorging, decke ein Schleier. Meine Schwägerin Albertine brachte uns Theodor, einen bildschönen Knaben — Montag kamen Derzen; Ende der Woche ging ich nach Roggow. Himmlische Tage, wahre Sonnenblicke meines Lebens. Was bedarf der Mensch mehr als Mitfreude an fremdem, schönem Glücke! Ida von Derzen ist vollkommen schön — ein wunderbar herrliches Frauenbild! Und Sufette und Godeffroy und meine herrliche Mutter Derzen, und ich von Allen so sehr geliebt! In Doberow war großes Verlangen nach mir, meine Natalie hat mir unter dem Adel des Landes viel Anhang verschafft — selbst die Erbprinzessin wollte mich sehen. —

Hier fand ich herrliche Briefe von Fouqué und Hitzig vor. Thekla hat mir auch Frau von Fouqué gewonnen, sie schreibt, daß ich dadurch einen Ehrenplatz unter Deutschlands Dichterinnen erreicht habe.

Wie friedlich still ist es nun in mir, unter den Nachklängen der genossenen Freude, im Arbeiten und

Schaffen. Ich bin wieder ganz mit mir und meinem Gotte zufrieden und sein dankbares, gutes Kind. —

Eberhard wird in der Selma meinen Gustav und meine Thekla aufnehmen; auch hat Fouqué mich der Theilnahme an seinem Almanach gewürdigt, worin ich außerlesene Gesellschaft finde: Amalie Hellwig, Franz Horn 2c. 2c. Ich hatte nichts fertig, in zwei Tagen schrieb ich Augustens Tagebuch. Es hat interessante Details durch die Wahrheit und Einfachheit der Empfindung; übrigens aber ist es der Gesellschaft nicht würdig. —

Hizig hat mir einen Brief Fouqué's gesandt, worin dieser sagt:

„Ich habe Thekla gelesen, lieber Eduard! Mein ganzes Herz ist davon ergriffen. Was ich irgend zu thun vermag, um diese Blüthe der Liebe und Wahrheit in der Welt bekannt zu machen, geschieht nun mit doppelt freudigem Herzen. Wenn allerdings die Kritik befugt ist, einzuwenden, daß die Abgeschlossenheit und mehr als klösterliche Resignation Thekla's, nicht sowohl zur unmittelbaren Erscheinung gelangt, als von der Verfasserin berichtet wird, so ist doch dieser Bericht mit einer Kraft und Lebendigkeit ausgestattet, die sich wieder die Bahn mit siegender Gewalt in Geist und Herz des Lesers frei macht. Wäre

diese Periode des Werkes in derselben Persönlichkeit und Unmittelbarkeit dargestellt, wie die letzte Hälfte, so hätten wir auch als Kunstwerk hier etwas ohne Gleichen aufzuweisen. Denn diese letzte Hälfte, auf welchen Flammengluthen der Liebe, die doch immerdar reine Opfergluthen bleiben, durchhaucht sie die Seele! Der furchtbar herrliche Genius des Prinzen — denn der war Louis' — stürmt und begeistert, und beglückt und bezaubert und tödtet darin in all' seiner herrlichen Allgewalt. Dieser nie alternde Jüngling ist mir noch durch keine Worte so lebhaft vor das Auge gerufen, als durch Fanny's. Sie hat die echten Beschwörungsformeln gefunden und mir ward wieder fast zu Muth, wie in den zwanziger Jahren meines Lebens, wo ich oft geseufzt habe: wollte der Himmel, daß Louis nie darauf verfalle, mich zu einem kühnen Tollmannswerke gegen Pflicht und Gesetz aufzufordern! Ich weiß nicht, ob ich nicht vererblich auflodern müßte in seiner Heldengluth. Fanny hat ihm ein Denkmal errichtet, welches die späteste Nachwelt noch heilig bewahren möge, — ein treueres und lebendigeres Bild dieses nicht nur Liebling's der Grazien, sondern auch des Mars und aller Gottheiten des Olymps.

Ich ward überhaupt wieder zum Jünglinge vor

dem Werke. O diese zartesten, seligsten Herzlaute der Liebe! Diese Genügsamkeit inmitten der kühnsten Lebensverschleuderung! Wie wahr! wie tief!"

In den Musen hat Fouqué Thekla schon vorläufig angezeigt.

Hizig hat an Fouqué meine Recension des Zauber-
rings mitgetheilt und schreibt mir: daß Fouqué viel zu ritterlich sei, um nicht den Dank aus einer Damenhand höher zu achten, als Alles, was Männer zu spenden vermögen. Er hat Hizig gebeten, ihm die Originalhandschrift der „herrlichen, seelenvollen Worte zu geben“ — so lautet sein Brief. Die edlen Menschen interessiren sich lebhaft für mein Schicksal.

Der Winter ist sehr einsam, — einsamer noch als der vorhergehende. Ich habe wieder eine Erzählung angefangen: „Das Opfer“, in welchem ich manche Reminiscenzen von hier verweben kann.

Sie schrieb an Rochlitz:

Ich habe in diesen letzten Wochen oft, recht oft an Sie, mein theurer Freund, gedacht, und zwar mit

Unruhe und mit Unzufriedenheit gegen mich selbst. Ich weiß zwar nicht genau, was ich Ihnen in meinem letzten Briefe geschrieben habe, aber doch das, daß ich damals in einer Stimmung war, in der man durchaus keine Briefe und am wenigsten an einen Freund schreiben sollte, dem man so vertraut wie ich Ihnen, was uns oft reizt und verleitet, Gefühle und Schmerzen auszusprechen und aufzuregen, um deren Tiefe man früher, voll Schonung gegen sich selbst, nicht gewußt hat, und die auch nie ausgesprochen werden sollte. — Ich war damals in tiefer, fast leidenschaftlicher Aufwallung — ich habe in einigen Wochen die Quintessenz aller Bitterkeiten meines vergangenen Lebens noch einmal ausgekostet — dazu kam noch eine Eigenheit meiner Empfindungsweise: was ich auch leide, so kann ich doch nie dahin kommen, einen geliebten Menschen anzuklagen; ich kann dies nicht allein gegen Andere nicht, sondern es ist mir auch immer das Härteste, dies in meinem eigenen Gefühle thun zu müssen; ich weiche dem aus, so lange ich kann. Das verwirrt meinen Blick — und ich suche gern eigene Schuld auf, weil ich in Hinsicht auf ein künftiges Leben von jeher die Leiden dieser Zeit am Leichtesten ertragen habe, wenn ich sie als Buße, als Reinigungsmittel betrachtete. — Das Gefühl, von

A. nicht so schonend, nicht so zart behandelt worden zu sein, als mein Herz glaubte es um ihn verdient zu haben, hat mich in einer Art und in einem Grade erschüttert, für das ich früher keinen Maßstab hatte, und ich habe bis aufs Aeußerste gekämpft, ehe ich mir eingestanden habe, daß dem so sei. — Jetzt, wo ich auf den Punkt früherer Resignation zurückgekommen bin, — jetzt, wo nur noch ein stiller Schmerz in meiner Seele ist, wo ich ohne Heftigkeit, ohne Bitterkeit gegen mich still in dem Gefühle versenkt lebe, ihn mit voller Wahrheit geliebt zu haben, jetzt bitte ich Sie, mein edler Freund, verkennen Sie mich nicht in dem Ungestüm, den vielleicht mein letzter Brief ausgesprochen hat. — Entziehen Sie und Ihre Henriette mir, die ich so wenig mehr zu verlieren habe, in Ihrer Theilnahme nicht eine der besseren und mir theuersten Freuden meines Lebens. — Erquicken Sie noch ferner dadurch ein Herz, das freilich matt, sehr matt, aber doch still und geduldig schlägt. —

Ich weiß freilich nicht mehr, was ich Ihnen lezt hin geschrieben habe — aber es quält mich, daß es verworren gewesen sein muß, weil ich mich durchaus nicht überwinden konnte, Ihnen zu gestehen, daß ich mich von A. verletzt fühlte. — Ich trage das jetzt

still und ruhig — ein solches Unrecht lastet nur auf ein weibliches Herz als Schuld. — A. ist als Mann, als Bürger und Mensch so trefflich, so durchaus achtungsvoll und edel, daß mein Geschick auch nicht den schwächsten Schatten auf sein edles Bild werfen kann. — Und hätte er mich selbst da zertreten, wo er jetzt nur kalt vorüberging, so käme das nicht in Anschlag — was bin ich, ich armes, unbedeutendes, geknicktes Wesen neben solchem Manne? — Es gab einst eine Zeit, wo ich wähnte auch den edelsten Menschen durch meine Freundschaft ehren zu können — aber wie lange ist das her! und welchen Spott hat das Schicksal mit diesen stolzen Träumen getrieben! —

A. verläßt binnen Kurzem Deutschland auf's Neue — viele seiner Freunde glauben auf lange — auf immer! — Daß mich das betrübt, kann ich nicht läugnen. — Seine Nähe gab mir, nachdem ich so manches Jahr durch Länder und Meere von ihm getrennt gewesen war, ein schönes Gefühl, einen Widerschein seligen Jugendglückes zurück. — Ich muß mich dessen nun wieder entwöhnen — und so auch seiner Briefe, die, so selten sie auch waren, doch eine magische, schmerzstillende Kraft hatten. — Die Verhältnisse und die Ursachen, warum er Deutschland

verläßt, sind mir nicht ganz klar. Was ich davon weiß, ist, daß ihn eine der vornehmsten Frauen des Schwedischen Hofes auf dieser Reise begleitet, die schon seit einem Jahre Vaterland, Mann und Kinder verlassen hat, um allein für Arndt und ihr Verhältniß zu ihm zu leben. — Lieber R., ich kenne mein eigenes Herz nicht, aber die Nachricht, daß A. in Liebe an ein anderes Herz gebunden wäre, hätte mich nur erfreut — ich habe mich nie einfach, still und demüthig genug für ihn gefühlt. Als ich ihn vor 9 Jahren kennen lernte, war ich viel einfacher als jetzt und mein Charakter damals gewiß durch Liebe höchst bildsam und mein Herz werth, von ihm geliebt zu werden — auch noch jetzt, mein Freund, ist dies Herz seiner nicht unwerth; — aber mein Leben und mein Geist sind matt und ihnen fehlt die schöne Jugend mit ihren Hoffnungen, ihrem Selbstvertrauen und der frischen, lebensvollen, heiteren Thätigkeit. Ich gehöre in mancher Hinsicht dieser Erde nicht mehr an und taugte zu keiner Befreundung mit ihren Angelegenheiten mehr; — aber wenn diese Frau das Band der heiligsten Pflichten zerreißen durfte, um sein zu werden — warum konnte denn meine Liebe mein Schicksal früher nicht versöhnen? — warum mußte ich vom Leben wie von der Liebe nur

den Schmerz kennen lernen? — Ich habe das Gute gewollt — habe es so innig geliebt — und wenn ich nun auf mein Leben zurücksehe — auf meine Kindheit, meine Jugend — o A., dann tröstet und erhebt mich nur der Gedanke, daß dort oben ein Vater wägt, richtet und vergilt. — Gewiß war es nicht meine Bestimmung, auf Erden glücklich werden zu sollen — die ganze Anlage meines Schicksals, die ganze Entwicklung desselben spricht das aus — aber kann ich wissen, wie diese dem Scheine nach so verworrene Anlage meines Lebens sich jenseits entwickeln wird? — Ich hätte A. beglückt, wären wir uns früher begegnet — ich hätte ihm ein reineres, ein schöneres Glück zu gewähren vermocht, als diese Elise — denn wahrlich, er kann nicht auf die Dauer durch ein Verhältniß dieser Art befriedigt werden — seine alte Unruhe wird ihn ergreifen; er bleibt, was er ist, heimathlos — und dieser Schmerz wird an meinem Herzen nagen, bis es nicht mehr schlägt. Hätte Gott mir nur vergönnt, irgend etwas für sein Glück thun zu dürfen; — aber so vergehe ich an meinem Schmerz und meinem Schicksal, ohne daß mir irgend eine Ursache, warum es so sein muß, sichtbar wird. Der einzige Gehalt, den ich meinem Leben jezt noch zu geben weiß, ist die unbedingteste,

vertrauensvollste Ergebung in den Rathschluß dessen, der gewiß mein Schicksal mit Liebe bestimmte — und diese Ergebung ist in meinem Herzen. — Ich weine jetzt manche Thräne, aber keine des Unmuths oder der Bitterkeit. — Was mich am Tiefsten geschmerzt hat, ist, daß ich das jetzige Verhältniß von anderen erfahren mußte. — Wahrheit und Vertrauen hatte ich um ihn verdient — doch bin ich fest überzeugt, und gewiß mit Recht, daß A. an dem Irrthum, der seit einem Jahre meine Liebe für ihn so neu belebte, ganz unschuldig ist — nie hätte er mit einem Herzen so gespielt. — O. N., welch' ein Mann ist er! — Wie so ganz des schönsten Looses werth! — Würste ich ihn nur glücklich. —

Es ist wohl nicht recht, daß ich Ihnen so viel davon schreibe; aber ich weiß von nichts anderm zu reden. Jeder andere Gegenstand ist mir fremd und mein Interesse daran erstorben. Ich lebe einsam, ohne allen Umgang; meine Hausgenossen sind liebe, achtungswerthe Menschen, mit denen ich aber nie von meinen Empfindungen und Schicksalen werde reden können — so öffnet sich denn dies Herz nur vor Gott im Gebet und vor Ihnen und meiner Gotte. — Da strömt es aber auch über.

VI.

Am Krankenbette der Mutter.

In wessen Herzen Liebe wohnt, da
spricht das ganze Benehmen es aus.

Fanny Tarnow.

Als Adolphine von Müller ihren Unterricht beendet hatte, verließ Fanny Tarnow im Herbst 1812 Rankendorf und kehrte nach Neu-Buckow zu ihren Eltern zurück. Sie hatte sich in diesem geregelten Leben nicht zurecht finden können, und die Erziehung der jüngeren Schwestern zu vollenden abgelehnt.

Sie zählte jetzt zwei und dreißig Jahre und war durch den Erfolg ihrer Schriften eine in ihrem Vaterlande gekannte Persönlichkeit; aber ihre Geldmittel hatten sich damit nicht gesteigert, und wie sonst herrschte Ebbe in ihrer Kasse. Wie gern hätte sie einmal eine große Stadt gesehen, wie gern die Stätten der Kunst besucht, wie gern mit bedeutenden Menschen verkehrt;

allein sie durfte daran nicht denken, und dachte sie dennoch daran, so geschah es mit dem stillen Schmerze des Verzichtemüßens.

Sie nannte Hitzig, Fouqué, Rochlitz ihre Freunde; allein sie hatte diese Herren nie gesehen und konnte nicht wissen, ob deren schöne Worte zu einer einzigen That, zu einem einzigen hülfreichen Dienste für sie werden würden. Sie hoffte es, sie glaubte an sie, denn sie hatte noch keine den Zweifel erzeugenden Erfahrungen gemacht. Dürfen auch wir es mit ihr hoffen? Waren die Männer damals anders, wie sie jetzt sind? Fühlten sie das Bedürfniß, dem schwachen Weibe eine Stütze zu sein? — Trat ihr Ich weniger hervor, mit der herrischen Forderung: bewundert, angestaunt, verehrt zu werden, wie es jetzt auf unserm Parnas der Fall ist?

Fanny Tarnow betrat ihr Elternhaus unter traurigen Umständen; denn ihre so heißgeliebte Mutter litt an einem unheilbaren Uebel, das man ihr bis jetzt verheimlicht hatte; allein das Schweigen darüber war nicht länger möglich, ein Krebs an der Brust drohte ihrem Leben.

Erschütternd wirkte diese Nachricht auf die Rückkehrende; doch wie immer, wenn ein Leid sie traf, so zeigte sich auch hier wiederum der goldene Kern ihres

Wesens, sie war sogleich mit jeder Aufopferung, mit jeder Hülfeleistung bei der Hand, und vergaß ihr eigenes Interesse, ihr eigenes Vergnügen über dem Leid der Anderen.

Sie wollte und konnte nun nicht daran denken, ihre angebetete Mutter, Angesichts eines fürchterlichen Todes, zu verlassen; zugleich aber mußte sie die Geldmittel herbeischaffen, um bei der Familie mit fortleben zu können, ja, was mehr noch war, um den Aufwand dieser Krankheit zu bestreiten.

Da die alte Dienerin fehlte, so ersetzte die jüngere Schwester deren Stelle bei der Mutter; Fanny aber suchte dem Hause leitend vorzustehen; sie arbeitete nicht nur mit der Feder, sondern auch mit der Nadel, sie war von früh sechs Uhr bis Mitternacht thätig, es trat die schönste und glorreichste Zeit ihres Lebens damit ein, sie war glücklich in ihrer Hingabe, in ihrer Liebe, Güte und Aufopferung.

Die Landrätthin von Derßen blieb ihr eine helfende, tröstende Freundin, sie war das Licht dieses kleinen traurigen Familienkreises, sie verließ gewiß Niemand auf dem das Schicksal schwer lag; sie linderte, tröstete, half. Mutter Derßen, nannte sie Fanny, Mutter Derßen blieb sie ihr auch ferner.

Lotte Hochecorn, die frühere Erzieherin im Hause

dieser würdigen Frau, trat in dieser Zeit eine Stelle in Kurland an, und lernte auf der Reise dahin, im Postwagen, einen Herrn Hentschel, deutschen Kaufmann in Petersburg, kennen, der ihr seine Hand antrug. Diese Nachricht erfüllte Fanny, inmitten ihres eigenen Kammers und ihrer eigenen Sorgen, mit der wärmsten, innigsten Freude, und wir lassen den Brief folgen, worin sie der Freundin ihre Theilnahme an deren Glück ausspricht, weil er ein schönes Document dieser sich selbst vergessenden Liebe ist.

Neu Bukow, 7. April.

Mit welchem Gefühl, meine Lotte, sende ich heut zu Gott mein Gebet für Dich empor! Meine Wünsche für Dein Glück sind erfüllt; die Liebe eines edlen Mannes wird Dir zur sichern Begränzung, zur heilig frommen Schranke Deiner Zukunft, und die Thräne, mit der Deine Fanny Dein Glück feiert, kann es nicht trüben, nur weihen. Ich war am 1. April in Roggow; wir sprachen viel von Dir, und Mutter Dergen wiederholte mir immer: es begegnet Lotten etwas; sie kommt gewiß wieder, denn sie liegt mir seit einigen Tagen gar sehr in Gedanken. — Auch ich sah Dich in mehreren Träumen und weinte dann

immer vor inniger Freude und vor dem unaussprechlichen Glück, Dich wieder zu haben. — Da erhielt ich am 3. April Deinen Brief. Liebste Lotte, er durchdrang mein ganzes Herz. — Wenn es schlecht ist, so wird es ja doch nicht ungeschehen dadurch, wenn ich es Dir verschweige, und so will ich es Dir nur gestehen: meine erste Empfindung war eine so bittere Betrübniß, daß ich dachte, sie würde mir das Herz brechen — Du nach Petersburg, mir für immer entrisßen — es ist nun unwiderruflich entschieden, daß mir die einzige Schadloshaltung für mein Unglück, der Trost Deiner Nähe nie zu Theil werden sollte, daß es mir bestimmt war zu sterben, ohne Dich wiedergesehen zu haben; — doch Lotte, die bessere Liebe, die reine Mitfreude über Dein Glück siegte — ich bin wahrlich jetzt in diese Nothwendigkeit freudig ergeben, da ich sie als den Kaufpreis Deines Glückes ansehe. — Zieh denn hin, Du Liebling meiner Seele, Du, die ich weit mehr liebe als ich je gesagt habe und als Du selbst es weißt — mein ganzes Herz, mein innigster Segen, die ungetheilte Fülle meiner Liebe folgt Dir. — Ich gönne Dich Hentschel; ich bin ihm so gut — er liebt Dich und er muß ein trefflicher Mensch sein, sonst hätte ihn Gott Dir nicht zugeführt. Vergiß mich aber nicht — wo Du auch

hinkommst, mich findest Du nicht wieder — wir sind uns durchaus unerseßlich und werden uns unvergeßlich sein. Wie wunderbar verschlungen sind aber die Fäden unseres Geschickes! — Welche Zufälligkeiten mußten zusammentreffen um Dich ihm, und ihn Dir entgegen zu führen. — Liebste Lotte, ich sehe es wohl ein, wie viele Briefe Du jetzt zu schreiben hast und wie Du beschäftigt bist — aber ich kann Dir darum doch nicht das kleinste Detail schenken — denke nur recht an die ganze Lage Deiner armen Fanny und an die öde Freudlosigkeit ihrer Zukunft und sage Dir, daß dies das Letzte ist, was das Schicksal Dir für mich zu thun vergönnt, und Du schreibst mir gewiß alles recht ausführlich — erstlich alles was Du von Deiner äußeren künftigen Lage weißt —: ist H. in Petersburg schon eingerichtet? ist er wohlhabend? fängt er erst an sich zu etabliren? welche Wirkung hat die Nachricht Deiner Verlobung auf Madame B., die mir recht fatal ist, gemacht? wie lange denkst Du noch bei ihr zu bleiben? und dann — Lotte, mein Herz bebt bei der Frage, an der alle Hoffnungen, alle Freuden, die das Leben noch für mich haben kann, hängen — kommst Du nicht noch vor Deiner Hochzeit nach Berlin?

Ach! mich dünkt, ich habe Dir so viel, so viel zu

sagen. — Gestern schickte mir Julie Lagarde ein Billet, sie habe eben einen Brief aus Berlin und in ihm die Nachricht erhalten, Du seiest Braut des Kaufmanns Hentschel aus Petersburg und sie eile mir dies mitzutheilen. — Du wirst doch von recht vielen Menschen geliebt, theure Lotte, aber Keiner verdient es auch so, wie Du. Du fragst mich, ob ich mir Dich als Frau wohl denken kann — o, liebste Seele, so natürlich, als sei es in mir die Erinnerung oft gesehener Auftritte! Wenn H. Dich auch noch so lieb hat, so kann er es doch noch nicht wissen, welchen Schatz er in Dir erhält — wie häuslich, wie reinlich, ordentlich und fleißig wirst Du sein — wie wohl wird Allen um Dich sein, wie wird der Herr Gemahl, wenn er aus dem Comtoir kommt, alle Comforts des Lebens so recht nach seinem Sinn bereitet finden. — Und welche eine Mutter wirst Du sein, mein Lottchen — welchen Himmel wirst Du in Deinem Herzen tragen. — Erwinnere Dich aber, daß ich schon in der „Natalie“ Deine älteste Tochter mit meinem Namen getauft habe. Es ist einer meiner liebsten Träume, daß Du sie Fanny nennen sollst und daß Du mich, wenn ich lange todt bin, dann doch noch lebendig in dem Kinde erblickst. Wenn Du mir diesen Wunsch nicht erfüllst, mir es jezt

nicht schon versprichst, erkenne ich Dich gar nicht mehr für meine Lotte und nicht wahr, Hentschels Lotte bleibt doch auch meine Lotte? — Hast Du H. wohl eher meinen Namen genannt? — weiß er, daß er mich nun auch lieb haben, mich zu seiner Schwester annehmen muß? — Dein Mann — es ist mir eine gar interessante Idee. — Ueberhaupt, Lottchen, ist mir das Herz voll, voll bis zum Zerpringen und Du wirst es der Confusion dieses Briefes auch wohl anmerken, wie Du im Herzen und im Kopf und allenthalben in mir, wo nur eine Idee und ein Gefühl hausen kann, rumorst. — Daß ich jetzt nicht bei Dir bin, daß ich Dich nicht nach Herzenslust necken und foppen kann, ist himmelschreiend — und dann wieder die Stunden Deines Ernstes, o meine fromme, meine heilige Lotte, wie ist jetzt wohl Deine Seele Dank gegen Gott! — Obgleich so weit von Dir getrennt, lebe ich mich doch in alle Deine Gefühle hinein, und wenn ich das Glück erlebe, Dich nur noch einmal wieder zu sehen, mein Herz so recht tröstend, so recht warm mit Deiner Liebe, Deinem Bilde zu füllen, will ich auch gewiß nie klagen, werde es wie es wolle — aber wenn ich Dich nie wieder sehe — meine Lotte, ich werde es auch überwinden, auch tragen — aber froh wird dann mein Herz nicht wie-

der schlagen, und wenn ich sterbe fliegt mein Geist, ehe er sich von der Erde trennt, gewiß noch zu Dir. — Du bist mein anderes Ich und mit jedem Tage, jeder Woche liebe ich Dich mehr.

Heute denkst Du an mich, an meine alte Mutter — ich weiß es und meine ganze Seele ist bei Dir. —

Um 9 Uhr.

Eben komme ich von meiner alten herrlichen Mutter wieder herauf. — Mein erster Gedanke heut Morgen war ein Gebet für Euch — dann schrieb ich das Vorstehende und ging, um meiner Mutter ihren Lieblingskuchen, eine Bisquit=Korte, zu backen, den ich ihr beim Erwachen mit so viel Ziß zum Oberrock brachte. — Ach Lotte, wie bewegt mich der heutige Tag! Es ist ein einzig=trauriges Gefühl, sich an einem solchen Tage mit Gewißheit sagen zu müssen, dies geliebte Wesen geht einem schmerzreichen Jahr entgegen, in dessen Verlauf nur der Tod sie von furchtbarer Qual erretten kann — ich darf ja nicht beten, nicht hoffen, daß sie ihren künftigen Geburtstag erlebt, und dabei wandelt sie wie sonst und für ihr Alter — 67 Jahre — frisch und gesund unter uns. — Du glaubst nicht, was ich um sie leide und wie es mir doch gelingt, ihr immer munter und hoff=

nungsvoll zu erscheinen. — Wir haben viel von Dir gesprochen. Sie liebt Dich ganz wie ihr eigenes Kind und redet fast nie ohne Thränen von ihrer guten, frommen Gotte. Du kannst denken, wie herzlichen Antheil sie jetzt an Deinem Glücke nimmt. — Ich bin mir heut halb und halb die Roggowschen vermuthen, da Mutter Dergen sich gewiß darnach sehnt, mit mir von Dir zu sprechen.

Ihren Vater traf bald darauf ein Schlaganfall, der ihn nicht nur am Arbeiten verhinderte, sondern auch noch einen bequemen Vorwand finden ließ, jede Beschäftigung mit der Feder von sich zu weisen. Die stete Sorge um das Uebel der Mutter hatte die Folge, daß Fanny selbst an einem ähnlichen Uebel zu leiden sich einbildete und in Gedanken einem gleichen fürchterlichen Tode entgegen ging. Ihre stets thätige Phantasie malte ihr alle Schrecken eines solchen Krankenlagers aus und sie ging mit sich zu Rathe, ob sie, einmal an der fürchterlichen Grenze, nicht berechtigt sein würde, die Spanne Zeit, welche nur zur Qual für sich und Andere ihr noch beschieden sei, zu verkürzen. Ihre Vernunft wurde hier wieder der Sklave ihrer Einbildung.

Diesen Betrachtungen, welchen sie in stiller Nacht

Raum gab, und die sie auch in den Briefen an ihre Freunde vielfach aussprach, durften natürlich vor dem Ohre ihrer Mutter nie laut werden, in deren Nähe sie ein heiteres Gesicht zeigte und für die Zukunft helle Farben hatte.

Bei ihren dichterischen Arbeiten wurden ihr solche Befürchtungen jedoch sehr störend; denn da sie nicht, wie Göthe sagt, das warme Leben zu packen vermochte, nicht aus dem Allgemeinen das Besondere zu gestalten verstand, und das Selbst-Erlebte, Empfundene, Gedachte, sich augenblicklich nicht ablösen ließ, so stand sie eigentlich an einer Grenze ihres Schaffens und ein neuer Morgen mußte heraufziehen, bevor Fanny ihre Feder wieder mit Wärme ansetzen konnte. Jahre vergingen, bevor er tagte.

Dazwischen lag die Schlacht an der Beresina und das ungewisse Schicksal des einzigen Bruders; dazwischen lagen so manche fürchterliche Schicksale in nächster Nähe. Ein neuer Geist drang in alle Schichten der Gesellschaft, man wollte plötzlich deutsch sein, deutsch reden, ein deutsches Vaterland sein nennen; ja Versuche zu einer deutschen Nationaltracht wurden gemacht.

Freilich fand das Alles nur einen schwachen Abglanz bis nach Mecklenburg hin, wo solche Begeistere-

rung keine Stätte findet. Allein Fanny betheiligte sich mit ihren Gedanken auch an das Ferne. Sie hörte von den Frauenvereinen in Berlin und allüberall. Warum gedeiht so etwas bei uns nicht? — fragte sie die gleichgültigen Freundinnen. Hätte die Krankheit der Mutter sie nicht abgehalten, so wäre sie als dienende Schwester in ein Lazareth gegangen.

Hitzig gab seine Buchhandlung auf und wurde zum Criminal- und Pupillenrath ernannt; die Zukunft seiner Kinder ward durch das aus dem Geschäfte gezogene Geld gesichert. Immer herzlicher wurden seine Briefe. Sollte bloße Freundschaft sie dictirt haben?

Die Mutter hoffte, daß an der Seite des edlen Mannes ihrer lieben Fanny eine schöne Zukunft erblühen würde, und schloß, beruhigt durch diese Hoffnung, das Auge vor einem Leben voll Schmerz.

Fanny kniete trostlos an ihrem Sarge. Wer es kennt, was das sagen will, zum ersten Male ein geliebtes Auge sich verlöschen, den Druck der theuern Hand nicht mehr erwiedert, die milden Züge zu starrem kalten Ausdruck sich verhärten zu sehen; der wird es ihr nachempfinden können, wenn sie mit dem fürchterlichen Aufschrei des verzweifelnden Herzens

hinstürzt, und den Himmel anklagt, daß er sie allein auf Erden gelassen.

Allein? — Nein, sie war nicht allein; eine jüngere Schwester knieete an ihrer Seite, dieser jüngeren Schwester Schicksal war das einzige Vermächtniß der sterbenden Mutter an sie gewesen; sie nahm dies Vermächtniß an.

Erst als die Reste der Mutter zur Erde bestattet waren, vermochte sie Gott zu danken für das, was er ihr genommen, für das, was er ihr gelassen: eine Pflicht auf Erden zu erfüllen. —

Wer für eine Pflicht zu leben hat, der hat vergeblich nicht gelebt. —

Bald lief auch ein Brief von Hixig ein, als Erwiederung auf die Trauerpost; er schrieb:

Selig sind die Leidtragenden; denn sie werden getröstet werden.

Aus dem dunklen Grunde entsprossen weiß glühende Rosen,
Zwischen drängen sich zart röthliche Knöspschen hindurch.
Dieses Bildes Bedeutung? Das Evangelium giebt sie.
Selig, die tragen das Leid, ihrer harret glänzend der Kranz.
Doch die Knöspslein — Du fragst: wie paßt die Farbe der Freude
Zu dem ewigen Schmerz, der mir die Seele verhüllt?
Diese Knospen, o Freundin, es sind die Werke der Liebe,
Deren Uebung Dich hier mit dem Leben versöhnt.
Dem, der wie Du, versteht, den Kranz für den Himmel zu flechten,
Werden die Knospen dereinst alle zu Rosen erblühen.

Eduard Hixig.

Zugleich verhiess er seinen Besuch. —

Tief in Trauer gekleidet, empfing ihn Fanny Tarnow, als er, kurze Wochen nach dem Scheiden der Mutter, bei ihr vorfuhr. Beide sahen sich zum ersten Male. Weshalb er kam? Was dieser Zusammentunft als geheimer Sinn unterzulegen war, wer darf darüber entscheiden? —

Wenn wir Personen, über die wir uns ein Urtheil gebildet haben, zum ersten Male erblicken, so entspricht ihr Aeußeres, wie ihr Betragen, wohl niemals der vorgefaßten Erwartung.

Ein Gleiches mochte bei Eduard Hzigig und Fanny Tarnow stattfinden.

Von ihrer Seite erfuhr ihr Dankgefühl, wie ihre Verehrung keine Störung; nur fühlte sie sich beengt in seiner Gegenwart, durch das Maßvolle seines ganzen Wesens und Benehmens, überall standen um und neben ihm Schranken, in die er sich fügte, bald mit leichtem Muthe, bald wo das Herz etwas höher schlug, mit ernstem Verzichten um Gottes willen, weil es Sein höchstes Gebot an ihn war.

Welchen Eindruck Fanny auf ihn hervorbrachte? Wir wissen das nicht, er sprach es nicht aus; wohl aber läßt sich vermuthen, daß ihr sehr leidenschaftliches Wesen, die Gluthen und Flammen ihres sprü-

henden Geistes, ihre hingebende Zärtlichkeit, ihm in das Bild des ruhigen Alltagslebens, mit seinen abgewogenen Sorgen, der Repetiruhr täglich wiederkehrender Pflichten, dem Wirken des Mannes nach Außen hin, den Mühen der Stiefmutter nach Innen, nicht ganz paßte. Auch nennt sie seine Häuslichkeit eine sehr beschränkte und sagt, sie habe eine ganz andere Idee davon gehabt.

Sie verlebten einige Tage mit einander, sie führte ihn nach Roggow zu der Mutter Derßen, zeigte ihm Doberan; dann trennten sie sich nicht minder warm, wie sie sich begrüßt, und ihre Freundschaft blieb die gleiche; dennoch waren die Würfel stillschweigend geworfen worden und auch — gefallen; Fanny Tarnow sagte sich, auch diese Hoffnung sei dahin! —

Die weite Welt stand ihr nun offen; neben der Sorge für sich trug sie die um das Schickal einer Schwester, welche, als die jüngste, stets um die Mutter geblieben, verwöhnt und verzärtelt war, und keine Kraft in sich besaß, um die raue Hand des Schicksals rauh auch von sich stoßen zu können.

Sie hatte ihren 35. Geburtstag gefeiert, als sie so prüfend in die Welt hinausblickte, mit einem: Was nun?

Sie war zu alt — und fühlte sich um vieles älter noch als sie war — um die Erzieherin von kleinen Kindern zu sein; aber was sonst? —

Vor allen Dingen bedurfte sie eines Herzens, an das sie sich lehnen, aus dem sie die Wärme und damit die Kraft nehmen konnte, um mit dem Leben um das Leben zu kämpfen. Wo schlug ihr nun ein solches Herz, seit das der Mutter ihr erkaltet war, als in dem Busen der Freundin, ihrer Lotte, ihrer harmonischen Lotte, die sie stets so warm geliebt hatte? — Sie schnitt eine Feder und schrieb an Lotte:

Den 18. Januar 1815.

Wie gerne, meine Lotte, breitetest Du mir wohl beim Empfang dieses Briefes Deine Arme entgegen, mich an Dein Herz zu ziehen, an dem die Thränen Deiner verwaiseten Freundin still und lindernd fließen würden. — Was ich so lange mit dem ängstlichsten Erbeben meiner Seele vorausfah, was ich selbst von Gott mit heißer Inbrunst so oft erbeten habe, ist eingetroffen. Am 9. dieses, Nachmittags zwischen 2—3 Uhr, starb meine gute, meine unvergeßliche und unerseßliche Mutter. Liebe, liebe Lotte, wie hat Deine arme Fanny sich verlassen, sich unglücklich ge-

fühlt, als der Arzt es aussprach, was ich nicht zu denken vermochte. — Unter unaussprechlichen Qualen, mit denen sich nach dem Ausspruch der Aerzte keine Folterqual vergleichen kann, war sie immer fromm und geduldig wie eine Heilige geblieben, ach, wie vieles werde ich Dir noch einst erzählen von diesem Sterbebett, von ihrer Ergebung, ihrem stillen Sinn, ihrer Liebe, ihrem Segen, den sie so oft auf mein Leben gelegt, und wie sie ihn auch für Dich, mein zweites Ich, erbeten hat. — Viele Wochen lang habe ich Tag und Nacht ihr Bette nicht verlassen — Gott gab mir Kraft — sie hat mich bis zum letzten Augenblick ruhig, ergeben und gesetzt gesehen — keine laute Klage, kein ungestümer Schmerz hat die Heiligkeit ihres Hinscheidens gestört. So bin ich auch noch — mein Schmerz ist gar nicht laut, gar nicht heftig — er ist eigentlich nur eine tiefe, eine ganz unaussprechliche Sehnsucht nach der Verstorbenen. Ihr letztes Wort war mein Name, ihr letzter Blick war mein — ach, Lotte, sie hatte mich ja immer so unaussprechlich lieb, und nun diese letzten zwei Jahre, wo ich nur für sie lebte, für sie handelte, kein Geschäft, keine Sorgen hatte, als sie zu pflegen, zu erheitern und in diesem letzten Jahre sie auf ihren Tod zu bereiten, hat jede Stunde uns inniger verbunden.

Meine reinste Liebe, meine beste Lebensfreude, meine Wirksamkeit, meine Geistesthätigkeit — alles, alles ruht nun mit ihr in ihrem stillen Grabe. Ach, die Welt ist mir nie so groß vorgekommen, als jetzt. — Doch wahrlich, Lotte, ist das herrschende Gefühl meiner Seele Dank gegen Gott, der sich gegen uns unendlich barmherzig erwiesen hat. Es hat der Mutter an keiner Erquickung, keiner Art von Pflege und Wartung gefehlt, was mir ein sehr wohlthuedendes Bewußtsein ist. Ihr Tod, Lotte, und dafür preise mit mir den Herrn des Lebens und des Todes, war so sanft, so still, daß Dir das feierlichste Sinken der Sonne an einem ganz stillen Sommerabend noch kein bezeichnendes Bild dieser Stille und der wunderbaren Verklärung geben kann, die sich sterbend über die Züge unserer Mutter ergoß. Du weißt, ich hatte noch nie Jemand sterben sehen — ich hatte mich vor diesem Augenblicke so gescheut und kann es Gott nicht genug danken, daß sich mir nun an diesem Sterbette ein so liebes, frommes Bild des Todes eingeprägt hat. Ich kniete vor ihrem Bette, ihre liebe, liebe Hand in meiner, meine Lippen darauf ruhend, und so schlief sie ein, ohne daß ich ahnte, sie sei schon todt. —

Auch das Bewußtsein ihres Segens giebt mir

einen Frieden, den ich Dir nicht beschreiben kann. Ich habe nun nicht umsonst gelebt — mein Leben hat einen würdigen Zweck gehabt und Gott hat es mir vergönnt, das Glück treuer Pflichterfüllung zu kosten. Mir wird jetzt so mancher Trost, so manches Zeichen der Theilnahme und ich fühle, es ist ihr Segen, der auf mir ruht.

Nun habe ich nur Dich, meine Lotte, nun bist Du meine erste Liebe, nun bin ich ganz Dein. —

Von der allgemeinen Theilnahme, die sie zu Grabe begleitet hat, könnte ich Dir rührende Züge erzählen. Julie Lagarde hat wie eine Schwester mit uns geweint und bei uns ausgehalten. Sie war schon früher vom 19. bis zum 23. November bei uns und nun nach dem Tode unserer Mutter bis zu meinem Geburtstage, den ich in Roggow mit Betty, von der ich mich natürlich jetzt keine Stunde trenne, zugebracht habe. Mutter Dersgen sorgt wie eine Mutter für uns — Du glaubst es nicht, wie gut und theilnehmend sie ist. Als wir an meinem Geburtstage meine Gesundheit tranken, da standest Du im Geiste vor mir — ich wußte, daß Du meiner gedachtest, daß Du und Dein Mann gewiß auch am Mittag die Gläser auf mein Wohl erklingen ließest, und mir war, als fliege mein Herz aus meiner Brust

zu Euch, meine Lieben, als müßtest Du es ahnen, wie weh und innig betrübt mir ums Herz sei. —

Hizig hat in diesen schweren Tagen viel für mich gethan — er ist sogar selbst auf einige Tage nach Neu-Buckow gekommen, — er ist mir ein lieber Freund — er ist meine männliche Lotte — Besseres weiß ich nicht von ihm zu sagen. —

Nun, liebste Lotte, fordert das äußere Leben sein Recht, und da Betty und ich in keiner Art bei dem Vater bleiben wollen und können, so muß ich darauf denken, dies zu ordnen. Ich habe mich unbeschreiblich nach einem Briefe von Dir gesehnt — es sind weit über zwei Monate, daß ich Deinen letzten Brief erhielt. — Zu Dir zieht mich meine ganze Seele — Du bist mir jetzt das Liebste und das Nächste auf dieser Welt, und freier und ungebundener in der Wahl seines Aufenthaltes und seiner Lebensverhältnisse kann ja kein Wesen sein, als ich. Kogebue, der unter den Petersburger Großen viele Connerionen und vielen Einfluß besitzt, hat es übernommen, mir eine Stelle als Gesellschafterin oder Vorleserin auszumitteln, oder auch dafür zu sorgen, daß ich mir durch Privatstunden Unterhalt sichern kann. Im Sommer 1818 kommt Hizig nach Petersburg, um, wenn das Klima zu feindlich auf mich wirken sollte,

mich nach Deutschland zurückzuführen. Sei Du, liebste Lotte, und auch Sie, lieber Henschel, nun recht offenherzig gegen mich — wenn es Euch nicht Freude macht, wenn es Dein Leben, Lotte, nicht gewissermaßen vollendet, mich in Eurer Nähe zu haben, so bleibe ich in Deutschland. — Laßt mich auch nicht lange auf Eure Antwort warten, da ich in jedem Falle bald über meine Zukunft entscheiden muß. — Betty geht zu Ida Behr, die, wie ich Dir geschrieben zu haben glaube, im Frühjahr mit ihrem Manne nach Schildfeldt zieht.

In Roggow ist alles wohl und Wilhelms Wunden sind beinah heil. Luise ist so groß wie ich — Julie zappelt an der Angel, sie ist wahrhaft gequält — und doch scheint es dem Freunde mit einer ernstesten Verbindung kein Ernst zu sein. — Ida und Susette erwarten im Februar ihre Niederkunft — Mutter geht nach Schwerin, Julie nach Hamburg. Julius Tarnow, der nun Hofmeister in Roggow ist, ist ebenso jung, ebenso hübsch und liebenswürdig, wie Du es warst, als Du nach R. kamst — dabei an Herz und Kopf ausgezeichnet, sehr musikalisch und mit einem so Derpischen Gesicht, daß ihn Jedermann für den ältesten Sohn des Hauses nimmt. Ich halte sehr große Stücke auf den Bletter, und so unange-

nehm mir in der ersten Zeit Julien's Gegenwart dort war, so angenehm erinnert mich Tarnow an Dich. —

Oft, meine Lotte, kann ich mich nicht erwehren in Deinen jetzigen Umständen besorgt für Dich zu sein — dann aber tröstet mich auch wieder vieles und vorzüglich mein Vertrauen zu Deinem Manne und die Gewißheit Deines Glückes. Liebe, liebe Lotte, wie wird mir sein, wenn ich Dein Kind an mein Herz drücke! ich liebe das kleine Wesen schon jetzt und beschäftige mich manche Stunde mit Träumen von Deinem Mutterglück. Mutter Dersgen will Dir das Wiegenzeug senden, wenn das Wasser nur früh genug aufgeht, woran ich zweifle. — Ich mag mich an kein Kinderzeug wagen, da ich mir ein russisches Kind nur in Pelzwerk eingenäht denken kann, und werde dafür lieber eine Wochenhaube nähen. Gott erhalte Dich nur recht gesund. Ich weiß, daß Du gewiß den Wunsch hast, selbst zu stillen — aber reden Sie, lieber Henschel, ja ausführlich mit dem Arzt darüber, ob Lotte stark genug dazu ist. Lachen Sie mich auch nicht mit meiner Sorgfalt aus — aber ich bin schon einigemal Pflegerin in solchen Fällen gewesen und wollte Gott, ich wüßte es möglich zu machen, zu dieser Zeit bei Euch zu sein! —

Gott segne und erhalte Euch, meine lieben, theuren Freunde! Möge das Jahr im ungetrübten Genuß Eures schönen Glückes von Euch scheiden und es Euch im künftigen ungetrückt und durch die edelste aller Freuden erhöht, treu bleiben. Gedenket meiner in Euren guten Stunden — ach, nur bei Euch ist Trost und Erjaß für mich arme Waise. Lebt wohl — lebe wohl meine Lotte, mein liebstes Schwesterherz, lebe wohl und schreibe mir ja, sobald es nur sein kann.

Deine Fanny.

Diese Lotte lebte in Petersburg bereits verheirathet und Fanny konnte sich nicht vorstellen, daß wenn sie verheirathet sei, die einst von ihr eingenommene Stelle in ihrem Herzen nicht noch eben so sehr für sie da wäre.

Sie überlegte auch nicht, daß eine Frau, wenn sie dem Manne kein Vermögen zubringt, doppelt genau von dem ihr anvertrauten Wirthschaftsgelde Rechenschaft ablegen müsse, weil sie von ihm erhalten und besoldet wird und seinen Haushalt zu führen hat, also auch nicht sagen darf, daß sie eine Freundin gastlich aufzunehmen gedenke, wenn der Gatte nicht dieselben Empfindungen großmüthiger Gastlichkeit für diese hegt. —

Lotte's Antwort lautete zustimmend, und mehr be-
 durfte es für Fanny nicht, um Wind und Wellen zu
 trogen, die heißgeliebte Freundin wiederzusehen. Noch
 trug sie das schwarze Trauerkleid; noch war ihr Herz eine
 offene Wunde, und um so größer auch die Sehnsucht,
 es durch Liebe zu heilen. Fort, um jeden Preis fort!
 hieß es bei ihr. Die Zimmer erdrückten sie, die
 Wände schienen ihr Einsturz zu drohen, all überall
 sah sie das Leiden der Mutter an den Gegenständen
 wach, in jedem leisen Geräusche vernahm sie die
 Seufzer der Sterbenden. Sie bedurfte aber auch
 Geld zu dieser Reise, und sie war arm, ganz arm.
 Eine Pension, welche ihr die Herzogin gab, belief sich
 auf 50 Thlr. jährlich; damit reiste man nicht nach
 Petersburg. Sie bat also die Fürstin, diese Pension
 zurückzunehmen und ihr eine runde Summe auszu-
 zahlen. Daneben wandte sie sich an Cotta um Vor-
 schuß, der ihr von diesem nie verweigert ward.

Es gelang ihr, für die Schwester eine Stelle
 als Gesellschafterin in Hamburg zu ermitteln, sie
 reisten dahin gemeinsam. Susette von Dergen war
 an den reichen Godeffroy verheirathet. Die geistvolle
 Verfasserin der Natalie wünschte man kennen zu
 lernen, namentlich die Doctorin Mumsen, und ihre
 so schöne wie begabte Tochter Elise Schleiden.

Fanny Tarnow ward durch den Reiz von Jugend und Schönheit leicht bestochen. Hier ward sie es um so mehr, weil auch schöne Eigenschaften des Geistes und Charakters mit diesen Vorzügen sich vereinten. Elise Schleiden wohnte auf dem herrlichen Gute Aschberg in Holstein, und dorthin lud sie Fanny Tarnow vor deren Abreise nach Petersburg zu sich ein. —

Hatte Fanny in Hamburg nun eine große Stadt kennen gelernt, die, wenn auch nur eine Handelsstadt und als solche kein Sitz der Wissenschaften oder schönen Künste, doch immer ganz andere Elemente in sich hegte und pflegte, wie Lauenburg oder Güstrow; so fand sie in den Personen dieses Kreises, und namentlich in dem genialen Gatten ihrer Freundin Elise, Elemente, um aufs Neue ihre Phantasie zu dichterischem Schaffen anzuregen, so daß ihre Stimmung schnell eine gehobene und frische im Verkehre mit ihnen ward. Aber auch jetzt noch, wie in jüngeren Jahren, war diese Aufregung, dieser Wechsel der Eindrücke ihrem Körper wie dem Frieden ihres Gemüthes nachtheilig; fieberhaft ging ihr Puls, sie verlor alle Besonnenheit und Herrschaft über ihre Empfindungen; der ihr gestreute Weihrauch berauschte sie vollkommen.

Es gab noch keine Dampfschiffe, die Abfahrt hing also weit mehr von Wind und Wetter ab, wie in unseren Tagen, wo man damit jedem Sturme troßt. Sie harrte in Aschberg der Nachricht, daß das Schiff segelfertig sei. Sie schrieb an ihren Bruder:

Deßenhuden, 29. Juni 1816.

Wahrscheinlich, mein lieber Fritz, glaubst Du und Albertine mich schon in Petersburg, allein ich segle erst heut über acht Tage, als den 6. Juli, ab. Das Schiff Aurora, mit dem ich den 10. d. M. schon abgehen sollte, mußte ohne mich fort, weil meine Sachen noch nicht in Lübeck angekommen waren; ich habe auch nichts weiter dabei verloren, da es mir durch diesen Verzug möglich gemacht wurde, eine Einladung nach Holstein anzunehmen, wohin mich der Besitzer des am Plauer See gelegenen berühmten Gutes Aschberg, Herr Schleiden, eingeladen hatte und mir auch seine Pferde und Wagen sandte, mich von Hamburg abzuholen. Ich kannte Schleiden und seine Frau nicht persönlich; sie hatten aber meine Werke gelesen und drückten mir den Wunsch, mich persönlich kennen zu lernen, so freundlich und achtungsvoll aus, daß ich die Gelegenheit, dies wunderschöne Holstein zu sehen, nicht unbenutzt lassen konnte. Ich habe in Holstein die glücklichsten Tage meines Lebens verlebt

— ich war mit Schleidens in Kiel, Gütin, Plonea, Kielbadt, habe unvergleichliche Gegenden und herrliche Menschen gesehen und bin in ganz Holstein so achtungsvoll aufgenommen und als berühmte Schriftstellerin so gefeiert worden, daß es eine wahre Probe für mich gewesen ist, ob ich Anlage habe, von Lob und Huldigungen aller Art schwindlich zu werden. — Eben so glücklich trifft es sich jetzt mit meiner Reise — einer der reichsten und angesehensten Banquiers von Petersburg, Herr Schwarz, ein Schwager von Plazmann in Lübeck, geht mit seiner Frau, mit der er eine große Reise gemacht hat, nach Petersburg zurück und nimmt mich mit, weil es ihm Spaß macht, sagen zu können, daß er mit Fanny Tarnow gereist ist. Er hat die Kajüte für uns ganz allein genommen, hat einen deutschen Koch und alle möglichen Bequemlichkeiten bei sich, und so habe ich die Aussicht, die Reise so angenehm und bequem wie möglich machen zu können, ohne daß sie mir kostbarer wird; denn Schwarzens haben mich ein für allemal eingeladen, mit ihnen zu essen als ihr Gast, und ich bezahle also bloß meine Ueberfahrt. — Es thut aber auch Noth, daß sich alles so freundlich fügt, da mir das Herz jetzt bei der Nähe des Abschiedes von

Deutschland viel, viel weher thut, als ich glaubte, daß es der Fall sein würde.

Fanny.

Nach einem heiteren Tage und herrlichem Abende, an dem man die Fanny-Insel für sie erleuchtete, tönte plötzlich die Schreckenspost in ihr Ohr: die Stunde der Trennung habe geschlagen! Unter strömenden Thränen bestieg sie den Wagen, der sie nach Travemünde führen sollte. Wie vernichtet kam sie hier an und schleppte sich mühsam an Bord. Noch waren die Anker nicht gelichtet, noch sah sie das Ufer und die Menschen, noch die Freunde, welche ihr ein letztes Lebewohl zu sagen gekommen. Sie begriff jetzt selbst nicht, wie sie von ihnen Allen hatte scheiden wollen und können, und zürnte dem Kopfe, daß er das Herz nicht von so frevelhaftem Begehren zurückgehalten; allein der Rubicon war so gut wie überschritten, kein Zurück mehr möglich.

VII.

Petersburg.

Wo das Herz traurig ist, wird die
Freude keine Trösterin.

Fanny Tarnow.

Es war Juli. Fanny saß auf dem Verdecke und genoß des schönen Sommerabends. Die köstliche Färbung dieses reizenden Wassers, unter den schetzenden Strahlen der Abendsonne, mit Tinten, wie man sie dem mittelländischen Meere nachrühmt — ohne daß dessen nordische Nebenbuhlerin den Vergleich scheuen dürfte — füllten ihre Seele mit Entzücken. Wie trunken hing ihr dunkles, leuchtendes Auge an dieser Scene, welche das Große, Weite, Erhabene, und auch das Geheimnißvolle, Tiefe mit einander verband.

Jede Stunde brachte ihr neue Eindrücke und steigerte ihre Empfänglichkeit für den Reiz dessen, was ihre Sinne ihr zutrug, fast bis ins Unglaubliche. Die Folge war, daß ihren Nächten der Schlaf fehlte und ihre Brust litt. —

Der Ruhe des Meeres folgte ein Sturm, und da sie nicht seekrank war, genoß sie das Loben des Elementes noch weit mehr, wie sie sich seines Friedens gefreut hatte. Sie kam an Küsten vorbei. Welche Erinnerungen wurden damit in ihr wach! Wie auf einen Schatten ihrer selbst, blickte sie darauf hin, sah sich in Hainen und Wäldern umherstreifen, und nach dem Muthé suchen, ein stilles, vergessenes, Gott wohlgefälliges Leben zu führen, von dem die Menschen nichts wußten. „Ich konnte nicht!“ seufzte sie hoch auf; mit wie vielen Schmerzen hatte sie dies ihr Nichtkönnen schon bezahlt. Kalt lief es über sie. Wieder zog sie jetzt wie damals hinaus in eine unbekannte Ferne, wieder suchte sie das Glück; war sie sicherer, jetzt keine Spur nicht zu verlieren, wie einst, wo sie in ihren Anforderungen noch bescheidener zu sein vermochte?

Sie genoß des großen Vortheils, in ihren Reisegefährten zugleich Freunde gefunden zu haben. Frau Schwarz und Frau Pilgrim, — beide jung, geist-

voll und liebenswürdig — Töchter des Braunschweigischen Pädagogen Hundekfer, — begleiteten ihre Gatten nach Petersburg, wo jene bedeutende Geschäfte trieben. Frau Schwarz sang sehr schön. Es fehlte nach allen Seiten hin nicht an angenehmer Unterhaltung, und Fanny Tarnow zog den großen Gewinn aus dieser Bekanntschaft, auf dem fremden Boden nicht einsam und verlassen anzukommen. Besonders im ersten Momente hätte ein solches Gefühl fast vernichtend wirken können.

„Was ist die einzelne Welle?“ schreibt sie. „Ein schnell vergängliches Phänomen, ohne Selbstständigkeit in der Mannigfaltigkeit spielend — sie brauset und thürmt und bricht sich — schäumt und — verschwindet, von der Unermesslichkeit verschlungen.“

„Welch ein finsternes Bild des Menschenlebens!“ Eine solche Einzelne war ja auch sie. Was wußte man in dem weiten Reiche, das sie jetzt betreten sollte, von ihr, ihrem Wünschen und Wollen, und wer vermüßte es, wenn man sie nie mit Augen sah? —

Ein graufiges Gefühl ihrer Entbehrlichkeit auf Erden überschlich sie.

Da zog der Abendstern über ihrem Haupte em-

por und sein freundliches Licht sagte ihr, auch sie habe in allem Ewigen ihren Platz. —

Ihren ersten Brief richtete sie an Frau Elise Schleiden, geborene von Nuss. Nach ihrer Tote war diese ihr jetzt die Theuerste auf Erden geworden; sie vergötterte sie förmlich; allein wenn Beide die Erwidderung dieser Liebe, doppelt und dreifach genommen, in ein einziges Herz concentrirt hätten, so würde Fanny Tarnow immer nur einen Schatten der eigenen Wärme zurückempfangen haben, so reichlich gab sie, so karg zahlte man ihr wieder. Frauenfreundschaft ist ja überhaupt eine seltene Blume, die überdem leicht welkt und hinstirbt, wenn irgend ein Mann sich dazwischen eindringt, und wo auf dieser Erde finden solche Störenfriede sich nicht ein? —

In Kronstadt legte das Schiff vor Anker. Herr Schwarz nahm eine Gondel mit zehn Ruderern, in welcher er Fanny Tarnow einen Platz, um mit ihm die Neva hinauf nach Petersburg zu fahren, anbot.

Die Sonne schien herrlich, Hunderte von Schiffen bedeckten den mächtigen Strom, die goldene Morgenluft lag auf den Ufern. Langsam wich Kronstadt hinter ihnen zurück, zur Seite tauchte Dranienbaum auf, und vor ihnen wurden bald die goldenen Kupeln und Thürme von Petersburg sichtbar. Es war

Sonntag; ein freundliches Willkommen riefen ihnen die hellen Glockentöne entgegen.

Ein farbiges Dunstgewölke lag noch auf der Stadt, die Gluth einer italienischen Sonnenhitze machte sich fühlbar — immer aufgeregter sah Fanny Tarnow dem Momente entgegen, wo sie den Fuß auf diese Erde setzen würde.

Sie sandte, als es geschah, sogleich einen Boten an Hentschel, den Gatten ihrer Lotte, um ihre Ankunft zu melden; allein er war auf dem Lande bei seiner Familie und wurde erst am folgenden Tage zurückerwartet; so lange also mußte ihr ungeduldiges Herz auf die Umarmung der Freundin noch warten; erst morgen konnte sie bei ihr sein.

Sie hatte nicht auf eng beschränkte Verhältnisse, nicht auf eine Entfernung von der Hauptstadt gerechnet. — Ist schon in Petersburg eine Equipage zur Annehmlichkeit des Lebens nothwendig, wie viel mehr entbehrt man diese Bequemlichkeit in einem einsamen Landhause.

Fanny Tarnow war überdem auf das Sehen und Erleben, als Mittel zu ihrem Unterhalte, angewiesen, sie hatte von Cotta für das Morgenblatt die Correspondenz aus Petersburg mit Vorschuß übertragen

erhalten, — ein einsames Landhaus war keine Hauptstadt.

Die Freude des Wiedersehens beschwichtigte Anfangs jedes andere Bedenken. Sie sah ihre Lotte, drückte deren kleines Töchterchen, ihre Pathe, an ihr Herz und weinte Thränen der Freude und des Glückes. Die Umgebung, die vorübergehenden Menschen, Erde, Himmel und Bäume waren ihr neu; es mußten viele Tage erst vergehen, bevor sie ihrer so weit Herr ward, um mit ruhigem Blicke ihre Lage überschauen zu können.

Als der Moment dazu kam, vermißte sie vorerst Briefe aus Deutschland. Wie weit war von hier der Weg bis in die Heimath, wie viele Wochen vergingen, bis eine Nachricht von ihr an die fernen Freunde gelangte und sie deren Antwort in ihren Händen hielt!

Das gleiche Schicksal erfuhren ihre Correspondenzartikel. Wie konnte sie wissen, ob die Post sie richtig befördert und ob man sie abgedruckt habe? Wie schwer war es, mit Lust eine Fortsetzung zu schreiben, bevor sie sich überzeugt, den Anfang nicht zu schulden? — Journale passirten keine Censur in Rußland. Was passirte überhaupt die Censur? Sie mußte also auf die Mittheilung eines Freundes oder

ihrer Verlegerer warten, bevor sie Boden unter ihren Füßen fühlen konnte; ein Boden, dessen sie um so mehr bedurfte, da auch der Geldpunkt hier in Betracht kam, und sie auf kein Honorar rechnen, kein Honorar einfordern konnte, bevor sie solche Gewißheit der Benutzung ihrer Aufsätze erhalten hatte.

Sie schrieb an Hitzig:

Am Donnerstag.

Die beiden Blätter, lieber Hitzig, gehen mit einer Menge anderer Briefe an meine Godeffroy ab, der ich sie unversiegelt einlege, weil ich ihr sonst manches darin Enthaltene noch einmal schreiben müßte, was unerträglich wäre — allein mit Ihnen, H., muß ich nun noch ein Wort allein reden. Sie und nur Sie allein sollen wissen, wie es Ihrer Fanny geht — Ihnen allein will ich mir vergönnen zu sagen, was mich ängstigt. Ach, lieber, lieber Freund, ich fürchte hier ein sehr bedrücktes Leben für mich; es ist alles anders, wie ich es mir gedacht habe, und Sie fühlen, wie traurig mich das macht. Dann quäle ich mich wieder darüber, daß alles, was mir drückend erscheint, doch nur äußerlich ist und von mir also, wo doch Liebe und Treue den Grundfaden des Lebensgewebes bilden, nicht so ängstlich und beklemmend

müßte empfunden werden. — Ich sehe es jetzt, wie ich Lotte gefehlt habe — sie bedarf meiner Pflege, meiner körperlichen Wartung für sich und ihr Kind — sie bedarf einer rüstigen, thätigen Gehülfin in der Wirthschaft, die allenthalben selbst mit Hand anlegt, und das ängstigt mich, Hitzig. Ich bin nicht unerfahren in dem allen — das weiß auch Lotte, allein meine Gesundheit ist solcher Anstrengung nicht gewachsen. — Und wenn ich ihr erliege, wie dann? — Auch wohnen Hentschels in der Stadt so beschränkt, daß ich kein eigenes Zimmer für mich haben kann; keinen Platz, wo ich einmal eine Stunde einsam lesen, einsam schreiben, einsam träumen kann, und diese Entbehrung wird mir immer neu, immer fühlbar bleiben. Auch hat Hentschel keine eigene Equipage — und ich werde also fast nie ausfahren können, da ich mich in meinen Ausgaben auf das dringend Nothwendigste beschränken muß. — Der Aufenthalt in Hamburg ist mir sehr kostbar geworden — die Reise hierher auch — ich habe bei meiner Abreise natürlich noch mit Betty getheilt und ängstigte mich nicht für meinen hiesigen Aufenthalt. Es findet sich wohl ein Mittel zum Erwerb, dachte ich, und bis dahin kannst du bei Lotte borgen, wenn du zu kurz kommst — aber ach, Hentschel hat auch den Grund-

saß, seiner Frau durchaus kein Geld in die Hände zu geben und sie bis auf jeden Schilling, den sie für Nähadeln und Zwirn ausgiebt, in der vollkommensten Abhängigkeit von sich zu erhalten — eine Abhängigkeit, von der es mich unglücklich machen würde, wenn ich sie je mit ihr theilen müßte. — Wahrscheinlich also, lieber Hitzig, werde ich mich in sehr kurzer Zeit irgendwo als Gouvernante vermiethen müssen und das ist hier in dem fremden Lande bestimmt mein Todesurtheil. — Dagegen finde ich bei Lotte innige Liebe, bei Hentschel sehr achtungsvolle Herzlichkeit und ich zürne mir daher selbst, daß mich alle diese Entbehrungen und Beschränkungen ängstigen; es ist hier aber nicht von Wochen, nicht von Monaten die Rede — sondern von einem Lebensplan — und da — ach, Hitzig, wenn ich nur nicht verwöhnt, wenn ich nur nicht verzogen bin. Schreiben Sie mir doch bald, sein Sie strenge gegen mich, wenn Sie es nöthig finden. Wenn ich nur ein eigenes Zimmer hätte, dann wollte ich alles Andere überwinden und Gott täglich, stündlich bitten, daß er mir Kraft gebe und wenigstens Gesundheit und Leben zugleich schwinden lasse — allein, ich seh es jetzt ein, ich habe hier mehr auf Erholung als auf Arbeit gerechnet und daher ist mir das Bild eines so anstrengenden Tage-

werks peinlich. — Ach, mein lieber Hitzig, Sie glauben nicht, wie müde und matt mich all die erlebte Trübsal gemacht hat. — Diese letzten Monate waren so schön, — nun habe ich das Gefühl eines Rehes, das nach kurzer Rast wieder zum Parforce-Jagen aufgehetzt wird. —

Meine letzten Briefe aus Deutschland haben gewiß etwas Verworrenes für sie gehabt, — lieber Freund, mir ist viel Gutes, viel Liebes widerfahren — es hat mich unbeschreiblich glücklich gemacht, von so vielen lieben Menschen herzlich aufgenommen zu werden und was mich beklemmte, war ein Phantom, das ich jetzt belächle und das mich nur bangen machte, weil ich furchtsam war. Sollte Gott mir noch die Freude aufgespart haben, Sie und mein liebes, liebes Deutschland einmal wieder zu sehen, so erzähle ich ihnen davon und Sie sollen mir dann erklären, was mir dunkel ist. En attendant sende ich Ihnen hier einige Blätter aus meinem Tagebuch, die ein Andenken an einen himmlisch hellen Lebenstag sind. Hitzig, ich kann viel — aber ich kann nicht Elisens Namen aussprechen, ohne daß mir Thränen ins Auge treten. Schleiermacher geht mit Reimer im nächsten Monat nach Kiel zu Twesten und wird auch Ascheburg besuchen. Sollten Sie ihn noch vorher sehen, so be-

reiten Sie ihn darauf vor, daß er dort ausgezeichnete Menschen findet, die gewiß Achtung verdienen. Schleiden ist sonst, wegen seiner politischen Meinungen in ganz Holstein so geächtet, daß es Schleiermacher leicht gegen ihn einnehmen könnte und diese Kränkung möchte ich Schleiden so gerne erspart wissen. — Ich will Sch. nicht unbedingt loben — er hat viel von einer Don Juans Natur in sich und dabei eine eiserne Kraft und furchtbaren Ehrgeiz — aber er ist Gatte — Vater, und diese fromme Lebensschranke bewahrt in ihm so schön die Flamme, die sonst verzehrend lodern würde. Dabei hat er Geist, viel Geist und eine wunderbar dunkle Tiefe des Gemüths. — Mir ist nie ein Mann vorgekommen, der das Zarteste der Weiblichkeit so zart zu errathen, zu ehren, zu lieben, zu vergöttern vermöchte, als er. — Wie wir Beide auf einander gewirkt haben würden, wenn wir uns frei im Leben begegnet wären, weiß ich nicht — aber wohl, daß er nie der Mann meiner Wahl und meines Herzens geworden sein würde, wenn mich gleich das Gefühl, von einem so bedeutenden Manne geliebt zu sein, in ein Verhältniß zu ihm hätte verstricken können, das dem Frieden meines Herzens gefährlich geworden sein würde. Nun ängstigte mich der auf ihn gemachte Eindruck, wie

durchaus zart, edel und würdig er sich auch ausgesprochen hat, so daß es Beleidigung gegen Sch. wäre, das geringste Verfängliche oder die Ahnung irgend eines unwürdigen Gedankens darin muthmaßen zu wollen, weil es stets mein Ideal gewesen war, so, gerade so von einem Mann erkannt und gewürdigt zu werden, wie ich fühlte und von allen hörte, daß ich es von ihm sei, und es schien mir weh zu thun, daß Er, gerade Er es war, der mich so hoch stellte. Dazu kam nun Eüderiz und noch ein anderer junger Mann — es war alles nicht das Rechte und ich fand es hart, daß so mancher längst in mir begrabene Traum von Glück mir als möglich wieder vorgeführt wurde, ohne daß er in meiner Empfindung wirklich zu werden vermochte. Vorzüglich war es mir peinlich, daß ich es nicht auszusprechen vermochte, was mich betrübte. — Nun ist das aber alles beseitigt und in mir zur Ruhe gebracht. — Ich beichte Ihnen das alles, Hitzig, weil ich nichts in mir tragen mag, tragen will, was ich Ihnen verheimlichen möchte. Sie haben eine so große Klarheit des Blickes — ich sage Ihnen alles — finden Sie etwas Verkehrtes, etwas Fehlerhaftes in mir, so schonen Sie mich nicht. Ich möchte ja so gern gut und vernünftig sein. — Mein lieber, brüderlicher Freund, lassen Sie mich

hier in dieser fremden Welt nicht allein. — Ach, Hitzig, Sie schreiben so ungern, und wie werde ich hier oft schmachten müssen nach einem Wort von Ihnen. —

Können Sie mir keinen Empfehlungsbrief an den Baron Koll verschaffen? Ich habe besondere Ursachen dies zu wünschen. — Fouqué hat mir geschrieben, an wen er das Honorar für Schuld und Buße zahlen soll — ich habe geglaubt, daß Sie es schon lange hätten. Ich komme vielleicht noch lange nicht dazu, an Fouqué zu schreiben. — Bitte, bitte, lassen Sie ihn wissen, daß er es Ihnen sendet. Meiner Meinung nach müssen es 8 bis 9 Louisd'or sein, — vielleicht irre ich mich aber auch darin. Noch einmal Dank für Ihren Vorschuß. — Adieu, H., Adieu, lieber, lieber Freund, vergessen Sie mich nicht — mir ist das Herz sehr schwer. —

Ihre Fanny.

Zum Herbst zog Gentschels in die kleine Stadt- wohnung zurück, und hier fand sie der nahende Winter nur um so beengter. Wie viel Güte auch die treuen Freunde, Schwarz und Pilgrimm für sie hatten, wie oft sie des Ersteren Equipage benutzte, wie häufig an seinem gastlichen Tische aß, dennoch konnte

sie den Mangel an freier Bewegung in Lottens enger Häuslichkeit nicht überwinden, und so oft sie eine stille Stunde zum Schreiben benutzen wollte, kam die Kleine mit unruhigem Hülfseruf dazwischen.

Sie suchte endlich ein eigenes Quartier; allein bei dieser Uebersiedelung erfuhr sie nun zugleich, wie kostbar man in dieser großen Stadt lebe und wie vereinzelt man, trotz mancher lieben Bekanntschaften, dastehen könne. Fortdauernde Unruhe, Sorge, Angst um die nächste Zukunft wirkten auf ihre reizbaren Nerven, sie litt an fürchterlichen Kopfschmerzen und Staatsrath Stoffregen, der sie sehr gütig als Arzt und auch als Freund besuchte, rieth eine magnetische Kur an.

Sie schrieb an Hitzig, den immer treu sorgenden Freund:

Wenn meine Correspondenznachrichten veralten, sind sie höchst langweilig. Ich habe auch nicht den Muth, eine Sendung wieder abgehen zu lassen, bis ich von Gotta Antwort habe, und doch sind meine abgesandten Correspondenznachrichten nun schon drei Monat alt und ich hätte manches Merkwürdige wieder zu berichten. Es ist überhaupt recht hart, wie die Berleger jezt, da ich so fern bin, mit mir umgehen. Engelmann's Betragen ist unverzeihlich und

schmerzt mich, weil ich Vertrauen zu ihm hatte. Sollten Sie von ihm noch keine Antwort für mich erhalten haben, so bitte ich Sie, lieber Sigig, ihm ein paar ernstliche Worte zu schreiben. Er hat mein Manuscript nicht allein gedruckt ohne mein Wissen, sondern mir auch seit den drei Monaten, daß es erschienen ist, nicht ein Wort davon geschrieben, nicht einen Schilling dafür bezahlt und drei deshalb von mir an ihn geschriebene Briefe unbeantwortet gelassen. Ein Räuber auf offener Heerstraße könnte ja nicht weniger Achtung für mein Eigenthum zeigen. Ist Ihnen dies Bändchen Erzählungen zu Gesicht gekommen, so lassen Sie mich doch erfahren, ob es mit der Zueignung an Elise Schleiden, die ich dafür bestimmt hatte, erschienen ist. Ich bin schon öfter betrogen worden; aber so offenbar noch nie unter der Maske der Achtung und der uneigennützigsten Freundschaft, wie von Engelmann. Sie sollten seine früheren Briefe an mich lesen — daher kränkt mich sein jeziges Betragen recht tief. Eberhard in Halle macht es auch nicht viel besser. — Ich begreife von solchen Männern solches Betragen nicht, denn die Ehrlichkeit erfordert doch, daß ich bezahle, was ich schuldig bin. — An Brockhaus lege ich Ihnen ein Briefchen ein. — Ich sage Ihnen kein

Wort mehr darüber, daß ich Sie so mit der Vormundschaft für mich belästige — es ist nun schon einmal so in der Regel unter uns. — Welch eine Sehnsucht habe ich zuweilen nach deutschen Büchern! sie erscheinen mir wie Boten aus dem Vaterlande — aber selten, sehr selten nur bekomme ich eins zu sehen, und Neuigkeiten gar nicht. Urtheilen Sie nun, wie mich nach den Büchern verlangt, die Sie für mich in Händen haben — allein Plagmann würde sie mir vor dem Frühling nicht senden können und ein Reisender findet sich noch leichter in Berlin als in Lübeck. Die einzige Gelegenheit, die ich Ihnen nachzuweisen habe, ist mit einem Courier. Ich werde hier mit dem preussischen Gesandten darüber sprechen, — geht es, so soll sie der nächste Courier bei Ihnen abfordern — sonst kehren alle durch Berlin passirende Couriere im König von Portugal ein; diese Courier-Gelegenheiten sind aber unsicher, wenn man sie nicht durch mit den Courieren genau bekannte Menschen zu benutzen vermag.

Das Klima hier ist viel milder, als ich glaubte, und dies ist der erste Winter, wo ich noch gar nicht gefroren habe und eben so leicht gekleidet gehe als im Sommer. Heute noch bin ich bei 2 Grad Wärme Schlitten gefahren. Die Bahn ist schlecht — der

Schnee so fein und mürbe wie ausgedorrter Sand — alles sehnt sich hier nach frischer Kälte, da wir bis heute noch nicht unter 12 Grad und auch diese nicht anhaltender, als nur auf einen Tag gehabt haben. Petersburg ist im Winter viel schöner als im Sommer — auch die Kürze der Tage ist nicht so auffallend, als ich sie zu finden glaubte. Man zündet freilich um halb drei Uhr Licht an — da man aber nicht vor 6 Uhr zu Mittag ißt, so sind diese lichterhellsten Abendstunden vor Tisch etwas, woran man sich bei längern Tagen schon gewöhnt hat. Die Lebensweise und das Klima bekommen mir nicht; ich bin sehr mager geworden, aber eine Zerstörung meiner Gesundheit fürchte ich fürs Erste nicht. Stoffregen war eben bei mir, halb als Freund, halb als Arzt. Er hat mich gescholten und gelobt; gescholten, weil ich unpäßlich bin, gelobt, weil ich meinen Nerven nie Ueberreizung vergönne, und mich überhaupt ruhig zu verhalten verstehe. Ich habe zu ihm viel Vertrauen und doch, wie ich glaube, unüberwindliche Scheu, mich einer magnetischen Kur zu unterwerfen, die mich, wie ich selbst glaube, von dem Kopfschmerz, der mich oft peinigt, befreien würde. Mein Herz allein, dünkt mich, könne und dürfe einem menschlichen Wesen so viel Gewalt über mein Ge-

müth einräumen, als sie der Magnetiseur erhält. Wenn ich daran denke, kommt es mir wie eine Art von Untreue gegen Elise, gegen Sie, gegen Lotte vor. — Lachen Sie nicht darüber — dies Gefühl ist mir selbst dunkel und keineswegs klar, aber ich habe solche dunkle Empfindungen meiner Seele nie gerne verleßt und möchte es auch hier nicht.

Ach, Hitzig, könnte ich doch an Ihren Lesabenden im Kreise Ihrer Kinder Theil nehmen! Schreiben Sie mir ja, was Sie lesen und wer dabei gegenwärtig ist. Bitte, bitte, vergessen Sie das nicht, mein lieber, lieber Freund. Wie ehrwürdig erschienen Sie mir als Vater — wie freue ich mich, wenn ich auch von andern höre, daß Ihre Kinder wahre Engel sind. Schwarz erzählte mir neulich, er sei in Berlin oft vor Ihrem Hause in der Charlottenstraße vorbei gegangen, um die hübschen Kinder auf dem Balkon spielen zu sehen. — Wo ist Ihr ältester Sohn jetzt? — Wie Klara aussieht, weiß ich ganz genau; ich habe das Geniusköpfchen zweimal im Traum gesehen, sehr deutlich und beidemal mit denselben Zügen. Unsere kleine Fanny ist auch ganz allerliebft. Sie kann nun im achten Monat schon Mama und Tante sagen — weiter noch nichts — übrigens ist sie mehr Geist als Körper, mit schönen dunklen Augen und

so freundlich wie ein kleiner Engel. Ohne das Kind verginge ich hier — aber die kleine süße Kreatur schmeichelt mir allen Trübsinn weg, so oft sie ihre Arme nach mir ausstreckt. —

Nun ist mein Blatt schon wieder voll; es wird mir immer so schwer aufzuhören, so lange ich an Sie schreibe, bin ich nicht in Petersburg. Adieu, mein treuester, liebster, einziger Freund. Gott gebe Ihnen in diesem neuen Jahre alles, alles was Sie im Lauf desselben zu erfreuen vermag. Denken Sie auch recht oft an mich — Sie wissen, wie unentbehrlich mir das zu meinem Glück ist. — Adieu. — F.

Endlich am 17. October traf auch ein Brief von Hitzig ein, der Balsam für jede Wunde, Stärkung für jede Kraft, Freude für jedes Gefühl brachte. Fanny hätte Tage lang auf den Knien liegen und Gott danken mögen, daß er ihr einen solchen Freund gab, und sie betete, daß alles von ihr entfernt bleiben möge, was sie dieses Glückes weniger werth mache.

Sie empfand in dem Verhältnisse zu diesem Freunde die Nothwendigkeit, sich zusammen zu nehmen und von den äußeren Eindrücken unabhängig zu werden; sie empfand die Nothwendigkeit innerer

Ruhe und Sicherheit, wollte sie seiner würdig bleiben; sie hätte sich vor sich selbst geschämt, ihm etwas verheimlichen zu sollen, und wiederum mochte sie doch nicht gern eingestehen, was sie vor ihm als Schwäche empfand. Sie nennt die Klugheit gemein, welche vor einem Freunde Verstecken spielen wolle, und meint, es gäbe nichts Unzuverlässigeres, als Wahrheit in seinen Bekenntnissen, wo man selbst vor der Wahrheit das Auge schliesse.

Unbeschreiblich froh stimmte sie Higijs Brief.

So gelaunt überraschte sie Klinger. Als man ihr meldete, General Klinger wünsche ihr seine Aufwartung zu machen, traute sie Anfangs ihren Ohren kaum. Er, den man menschenfeindlich nannte, der in so hohem Ansehen stand, einen so bedeutenden Posten bekleidete, suchte die unbedeutende Fremde auf? —

Sie war beschäftigt, Äpfel zu schälen, warf ihre Küchenschürze ab und eilte in das Zimmer. Schon stand er vor ihr. Mit glühendem Auge blickte sie auf die große, hohe, stolze Gestalt, welche das Haupt ungebeugt trug, ohne daß eine militairische Haltung es hob.

Er erschien in Uniform, auf jeder Brust einen Stern, nebst drei bis vier reichen Orden. — Sein

ganzes Aussehen war in einem Grade imponirend, daß Fanny alle Fassung verlor und vergeblich nach einem herzlichen Worte, ihn willkommen zu heißen, suchte. Scharf, hart, hoch und unzugänglich, wie ein Felsen, dessen Gipfel eine ewig starre Eismasse deckt, stand er vor ihr.

„Sie sind Fanny Tarnow?“ lautete seine Anrede, und kein Zug der Freundlichkeit kam dabei in sein Gesicht, keine Nuance der Verbindlichkeit in seinem Ton; wiederum aber lag auch nichts Rauhes, oder Stolzes darin — nur Gepräge der Größe und Kraft — eiserne, ungeheure Kraft. — Sie war tief bewegt. — Fast ängstlich reichte sie ihm die Hand entgegen, er nahm sie, führte sie nach dem Sofa und setzte sich auf einen Stuhl ihr gegenüber. Zwei Stunden währte die Unterhaltung mit ihm und er ging nur, weil Schwarz vorfuhr, um sie zu einer Spazierfahrt nach dem Laurischen Palaste abzuholen.

Klinger ließ einen erschütternden Eindruck in ihrer Seele zurück, den sie nur mit dem des Aeschylus und Prometheus vergleichen konnte. Sie fühlte, daß sie einen Mann — einen großen Mann gesehen und suchte nach Worten, um diese Empfindung auszudrücken.

Er hatte ihr kein verbindliches Wort gesagt, ihr

keine freundliche Miene gemacht; dafür aber von seinen tiefsten Seelenleiden mit ihr gesprochen. Er schalt auf die Literatur des Tages, — schalt sie weiblich, läppisch. — „Sie schreiben sehr gut,“ sagte er, „aber Sie sind auch zu weich. Ich mag das nicht. Ich achte nur Kraft. Kraft und moralischer Sinn — das nur hebt den Menschen.“

„Und die Milde?“ fragte Fanny zurück.

„Ach!“ erwiderte er sarkastisch, „Sie meinen die Weichlichkeit? Von der halte ich nichts.“

„Und ich, Excellenz!“ begann sie mit mehr Freimuth, wie sie sich selbst zugetraut hatte, „erblicke das Ideal wahrer Menschenbildung nur in der Vereinigung von Kraft und Milde.“

Er schalt auf Göthe und daß er in Dichtung und Wahrheit den sieben Sacramenten der Katholiken das Wort rede; es sei ihm nichts hassenswürdiger, als eine solche ästhetische Ansicht der Religion.

„Wenn man,“ erwiderte Fanny, „ohne ein tiefes, inneres Interesse, auf einem solchen Indifferenzpunkte steht, wie Göthe in Hinsicht der Religion, so kann man als Staatsmann wohl leicht dahin kommen, der katholischen Religion den Vorzug vor der protestantischen zu geben.“

„Das ist es eben,“ sagte er rasch, „er beschützt den Despotismus, und wie kann, wie darf er das?“

Dann sprach er von seinem eigenen Leben.

Er war seit 38 Jahren nicht in Deutschland gewesen, lebte hier nur für seine Geschäfte und in seinem einsamen Zimmer, und mit sich allein nur sei er er selbst. Homer und Plato nannte er seine Gesellschafter, seine Bücher seinen Umgang; das verhindere ihn aber nicht, Menschen zu sehen und mit ihnen zu leben; solche finde man überall. Einsam sei er innerlich geblieben diese 38 Jahre, nirgends habe er Sinn für ein höheres Leben, nirgends Würdigung einer poetischen Ansicht desselben gefunden.

Er sprach das nicht als Klage, nur als Erfahrung, nur als Warnung aus.

Fanny warf ein, daß man ihn in Deutschland dennoch nicht vergessen habe, daß er zu Deutschland gehöre, in Deutschland geliebt und geachtet sei.

„Ich hoffe,“ erwiderte er, „daß ich nicht nur den Deutschen angehöre, sondern Deutschland auch mir, indem ich unsern Nationalcharakter hier würdig repräsentirte. Ich habe mich durch nichts beugen lassen, das hier in meinen Weg gekommen ist.“

Er sprach dann über Fanny und ihre Lage, aber

ohne warmen Antheil; doch verwunderten sie manche seiner Aeußerungen.

„Jetzt, da ich Sie gesehen habe,“ sagte er, „muß ich Ihnen bei ihrem zarten Aeußern, Ihrer poetischen Lebensansicht sagen, wenn Sie noch irgend eine Aussicht wissen, in Deutschland leben zu können, so gehen Sie dahin zurück. Sie dürfen hier nicht bleiben. Sie finden hier nichts, nichts, was Ihnen zusagt. Naturen, wie die Ihrige, bedürfen Sonnenlicht und Luft. Sie verschmachten in dieser dumpfen Atmosphäre.“

Sie wußte nicht, ob sie sich schmeicheln dürfe, ihm gefallen zu haben. Sonderbarer Weise ergriff sie ihm gegenüber eine Art Mitleiden mit seiner Kraft, sie bedauerte sein armes Leben ohne Liebe — sie hätte ihm abgeben mögen von ihrem weichen Herzen. Er kam ihr vor wie ein durch die Winde des Nordens verkümmertes Baum, sie hätte noch jetzt einen Strahl der warmen Sonne darauf herabzusenden gewünscht, um ihm Blüthen zu treiben.

„Sie sind zu weich,“ wiederholte er noch einmal, als habe er ihr stilles Selbstgespräch vernommen.

„Es ist nur Nachklang eines tiefen Schmerzes,“ erwiderte sie, „der, mit dem Herzen getragen, mich wunder drückt, wie ein Mann es nachfühlen kann,

der seine Lebensfracht auf den Kopf nimmt, welcher härter ist, als das Herz.“

„Meinen Sie?“ sagte er, sie groß und tief anblickend. „Ich könnte Ihnen darüber andere Erfahrungen aufstellen — ich habe vor 4 Jahren meinen einzigen Sohn in der Schlacht bei Borodinow verloren — die Blüthe meines Lebens ist mit ihm gefallen — mir scheint keine Sonne mehr — in jeder Fingerspitze bis zum äußersten Nerv durchzuckt es mich; er war mein einziges Kind! Und die Mutter, welche seit seinem Tode täglich zweimal in fürchterliche Convulsionen fällt — seit 4 Jahren täglich — ich ginge fort von hier und ginge nach Deutschland; aber ich darf die unglückliche Mutter nicht verlassen.“

Fanny war bestürzt über diesen Grad des Schmerzes in solcher eisernen Brust, und Ton und Blick und Wort, womit er das Fürchterliche vortrug, stimmten eigenthümlich dazu. Sie erblaßte und legte die Hand auf ihr Herz, ohne ihm ein Wort zu erwiedern. Er mußte es ihr ansehen, wie sie für ihn litt; denn er fuhr fort, und zwar mit dem mildesten Tone seiner Stimme:

„Ich habe Unrecht gethan. Ich möchte sie trösten und statt dessen rege ich Ihre Empfindungen noch mehr auf.“

Er sie trösten! Noch oft in stillen Stunden wiederholte sie sich dies Wort von ihm. Klinger hatte sie trösten wollen. —

Am folgenden Tage ließ Kogebue sich bei ihr melden. Ohne Freude sah sie diesem Besuche entgegen, denn sie war sich im Voraus der unangenehmen Wirkung dieses charakterlosen Mannes bewußt.

Der Januar zog sie in einen Strudel von Geselligkeit, Sie lernte Graf Sievers und den Maler Kugelchen kennen und befreundete sich innig mit Beiden; man erzeigte der geistvollen Fremden nach allen Seiten hin Aufmerksamkeiten und Fanny Tarnow schmeichelte sich mit irgend einer glänzenden Zukunft. Das Leben zeigte ihr eine Minute lang seine lächelnde Seite und augenblicklich war sie voll Hoffnung und badete sich in seinem vollen Sonnenscheine. Sie eilte von einer Zerstreung zu der anderen — Concerte, Bälle, Mittagsgesellschaften, dazwischen Besuche aller Art; sie konnte nichts von dem ungestraft lassen. Sie besaß für die Fremden den Reiz der Neuheit, sie war ihnen eine außergewöhnliche Erscheinung, man unterhielt sich gut mit ihr. Fanny täuschte sich leicht über solche Seifen-

blafen einer vorübergehenden Zuneigung und nahm das Alles für ernste, dauernde Beziehungen, sie verarmte nie an Illusionen; auch darin lag eine Quelle des Glückes für sie, welche sich immer neu erschloß.

Allein nach genossenen Winterfreuden zogen die neuen Freunde ihres Weges und Fanny befand sich auf dem alten Standpunkte, sie war weder eine Vorleserin bei der Kaiserin-Mutter, noch sonst etwas geworden, die Sorge für ihre Existenz lag ihr nach wie vor ob, und sie fühlte die Unmöglichkeit, auf russischem Boden von ihrer Feder leben zu können, „Thorilde von Adlerstein“ war bei Brockhaus erschienen, ihre Briefe aus Petersburg, welche im Morgenblatte standen, hatten ihrem Namen noch einen höheren Klang geliehen: sie mußte auf dieser Basis ihr Fortkommen suchen, eine andere bot sich nun und nimmermehr. So beschloß sie denn die Rückkehr in die Heimath.

Ein Jahr war verronnen. Trotz ihrer Sehnsucht nach den deutschen Freunden ward ihr doch auch die Trennung von den neu gewonnenen sehr schwer und mit thränendem Auge rief sie ihnen ein Lebewohl zu. Lotte liebte sie darum nicht weniger, daß sie sich in letzter Zeit entfernter gestanden hatten. Die Freundin war ja durch Gatten und Familie gebunden

und konnte ihr nur halb noch gehören; sie sah das endlich ein.

Die herrlichsten Geschenke wurden ihr als Andenken überreicht; da kam von Frau Krause ein Shawl zu 500 Rubel, von Stoffregen eine Landschaft, gemalt von Kugeln — von Graf Lebzelttern ein Ring mit dem Bilde des Kaisers, von Graf Sievers eine goldene Kette, von der Schwarz echte Spitzen, — — sie war überwältigt durch solche Liebesbeweise, doch schmerzlicher bewegte sie nun der Abschied, und die Folge so vieler Aufregung war: daß sie in Kronstadt zusammenbrach und acht Tage das Bett hüten mußte, bevor sie das Schiff besteigen konnte.

VIII.

Das Suchen nach einer Heimath.

Irrthum ist das Seitenstück der Wahr-
heit, nicht das Gegentheil davon.

Fanny Tarnow.

Wieder war es Juli, wieder blühten die Rosen; allein Fanny Tarnow fand ihren Duft minder aromatisch, ihre Farben minder glänzend, als im vorigen Jahre, weil ihr der frische Muth, mit dem sie damals einer neuen Zukunft entgegenhing, fehlte. Keine Hoffnungen begleiteten sie jetzt zurück. Was stand ihr noch bevor? Was hatte sie noch zu erstreben? Welches neue Glück durfte sie noch erwarten?

Sie hatte ihr 37. Jahr zurückgelegt, sie stand an der Gränze des Frauenlebens, wo man sich sagen muß: es ist vorbei!

Sie war nicht Gattin und war nicht Mutter ge-

worden und was sie bis dahin, vielleicht aus freiem Willen, nicht geworden war, sollte sie nun, als unmöglich — wie einen überwundenen Standpunkt — bei Seite schieben. —

Ein Mann kennt diese Klippe nicht, und kann sich daher von diesen Empfindungen, welche solcher Gränze gegenüber eine Frau beschleichen, keine Vorstellung machen; denn ihm hat die Natur keinen Markstein gesetzt, für ihn giebt es immer noch eine Zukunft, immer ein Vorwärts, — ihm ist die grausame Aufgabe nicht gestellt, in der Mitte seines Daseins, in der vollen Kraft, stillstehen und sich sagen zu sollen: Du bist jetzt mit dem Leben fertig; von heute an ist kein Vorwärts mehr möglich; von heute an ist Stillstand da, und weil es keinen solchen giebt, das Rückwärtsleben anzutreten; — von heute an hast du dich, mit vollen Sinnen, vollen Kräften selbst zu überleben angefangen; — das Absterben hat begonnen, sieh nun muthig zu, wie du deiner allmählichen Auflösung entgegengehst.

Fanny Tarnow war eine frühreife Frucht, besaß ein reizbares Nervensystem, war erschöpft durch Aufregungen und Gefühlschwärmerei; folglich auch empfand sie das nahende Alter, das Entfliehen der Jugend um so viel früher, als Andere.

Wieder segelte sie an Rügen vorbei. Hätte ich es nie verlassen! sprach es von der einen Seite in ihr, und von der andern hörte sie: Wie vieles wäre denn in mir unentwickelt geblieben, und würde ich mit dem mächtigen Drange nach geistiger Thätigkeit, in dem stillen, abgeschlossenen Leben einer Hausfrau mein Genügen gefunden haben?

Ach! Die Einsicht dieser ächt weiblichen Bestimmung verleiht noch keineswegs das Bedürfniß, ihr nachzukommen, man möchte das Eine und kann doch auch von dem Anderen nicht lassen, unter solchem Streiten des Wollens und Könnens sind dann die Jahre verpflogen, jetzt ruft das „zu spät“ seine grausame Mahnung in das Ohr, bis alle Pulse davor stillstehen.

Niedergeschlagen erreichte Fanny Tarnow Travemünde, wo sie ein Wagen erwartete, um sie nach dem schönen Aschberg, dem Wohnsitz der innig geliebten Elise, zu führen.

Ach! Nicht der Körper bedurfte so sehr des Ausruhens und des Gewinnens neuer Kräfte, als das Herz Stärkung und Labung an einem gleich gestimmten Herzen. Frau Schleiden besaß aber Gatten und Kinder, was sie der Freundin an Liebe zu geben vermochte, war ein Mondschein im Vergleiche zu der

hellen Gluth, womit diese sie an ihre Brust zog. Ein Theil ist nie ein Ganzes. Hatte jene bei Lotten den Schmerz ausgekostet ein überflüssiger Hausrath zu sein, so kam hier eine Wiederholung dieser Empfindung über sie; man bedurfte ihrer zu seinem Glücke nicht. —

Wer aber bedarf meiner? fragte sich Fanny Tarnow traurig. Wieder kam nun der treue Freund, der edle vortreffliche Hitzig ihr hier zu Hülfe; er forderte die Betrübte auf, geradenwegs zu ihm nach Berlin zu eilen und Rath zu pflegen, wie sie ihre Zukunft zu gestalten habe, damit Herz! und Kopf und Kasse eine gleiche Rechnung fänden.

Er wollte helfen? — Wer kann wissen, wie ihre Phantasie sich diese Hülfe ausmalte! —

Die Seufzer erstarben eine kurze Minute lang, sie packte ein und ging, auf's Neue voll Hoffnung. Ihre Sorgen sollte sie an eines Freundes Brust ausweinen, von ihm Rath, Trost und Stärkung empfangen; was war es, womit Hitzig die gewaltige Lücke in ihrem Herzen auszufüllen gedachte? —

Was war es? Was konnte es sein?

Sie besuchte auch auf der Reise die verheirathete Schwester in Rehna, ging von dort zu dem Hauptmann Tarnow nach Wismar — alles jedoch nur im

Fluge — verweilte längere Zeit bei der Mutter Derzen und erreichte endlich, endlich — nachdem Hitzig mit Fürst Hardenberg von einem Besuche der Quellen in Carlsbad zurückgekehrt war, die Residenzstadt der Könige von Preußen; den Sitz aller deutschen Intelligenz, Kunst und Gelehrsamkeit.

Wie lange Jahre hatte sie den Wunsch gehegt, Berlin zu besuchen und es immer unmöglich gefunden, dieser Neigung zu willfahren; jetzt traf sie unter den eigenthümlichsten Verhältnissen, mit unnennbaren Erwartungen, hier ein. —

Hitzig bewohnte am Ende der Friedrichsstraße ein eigenes Haus, Fanny bezog in seiner Nähe ein Monatszimmer und wurde nun in seinen häuslichen Kreis eingeführt. Hier traf sie zuerst auf Tante Lotte — wie man sie gemeinhin nannte — eine Freundin der verstorbenen Gattin Hitzig's — welche die Pflege der Kinder, die Sorge für das Hauswesen bei deren Tode übernommen hatte und dieser Pflicht mit ganzem Herzen nachkam. Tante Lotte war anspruchslos und fand ihr Genügen in dem, was sie Anderen erwies; die Kinder liebten sie, Hitzig schätzte sie, und Alle fühlten sich wohl unter ihrer warmen Vorforge.

Blieb irgend eine Hoffnung, daß der Criminal-

rath eine so wohlgeordnete Häuslichkeit einer Obhut anvertrauen würde, deren Talent für dies Fach noch erst erprobt werden sollte? —

Darf ein verständiger Mann — ein Vater — in solchem Falle an die Annehmlichkeiten einer Gesellschaft für sich denken? —

Fanny Tarnow hatte kein Talent zur Intrigue. Sie fühlte, daß Tante Lotte ihren Wünschen ein Hinderniß sei; dennoch fiel es ihr nicht ein, diese durch List und hingeworfene Worte aus ihrem Amte entfernen zu wollen. Sie empfand Schmerz, tiefen Schmerz darüber, daß Anderen stets ein Glück zu Theil werde, welches ihr selbst vorenthalten blieb, und empfand diesen Schmerz um so bitterer, tiefer, herber, weil sie sich sagen mußte: sie habe sich in ähnlicher Stellung befunden, allein nicht mit gleichem Selbstvergeffen ihre Aufgabe gelöst.

Freilich war Tante Lotte nicht jung, nicht geistreich, nicht hübsch; sie war nur gut und verständig. Dennoch hätte sie es versuchen können, den Criminalrath persönlich zu interessiren; allein nicht im Entferntesten ließ sie sich hierauf ein.

Fanny mußte sich eingestehen, daß sie weder bei Herrn von Both, noch bei dem Oberstlieutenant von Preen mit so bescheidenen Wünschen erschienen sei,

und daß sie in der Rolle einer Gesellschaftsdame, welche die Bewunderung der Männer herausforderte, und jede erübrigte Minute zur Ausbildung ihres Geistes benutzte, schwerlich denselben unausfüllbaren Platz eingenommen, wie jene ihn hier einnahm.

Hizig erkannte den wunden Fleck im Herzen seiner Freundin und bot ihr mit zarter Hand Linderung. Er, der so klug wie gut war, errieth mit feinem Instincte, daß ein liebeleeres Leben für ein der Liebe so bedürftiges Wesen die Wirkung hervorbringen müsse, wie wenn ein Rosenstock in Kellerluft gedeihen solle. Allein wie ihr diesen Sonnenschein gewähren?

Wer nur rathen, nicht auch helfen will, ist ein halber Feind; denn was nützt es dem Andern, daß er weiß, was ihm frommt, wenn ihm die Mittel und Wege, dieses Besseren habhaft werden zu können, verschlossen sind?

Hizig war kein solcher eitler Mann, der nur prahlen will mit seiner Einsicht, seinem Scharfblicke.

Er schlug Fanny vor, seine Stieftochter, Betty Meyer, ein schönes, etwas verwöhntes, etwas eigensinniges Mädchen, mit dem Anstrich einer Undine, mit sich nach Lübeck zu nehmen und ihr Herz für alles Schöne empfänglich zu machen. Natürlich sollte diese Mühwaltung mit einem entsprechenden Kost-

gelde, daß der Freundin ein behagliches Hauswesen sicherte, gelohnt werden.

Fanny Tarnow fühlte ihr Herz eine Minute lang nicht mehr schlagen, während ihr Ohr diese gütigen und doch grausamen Worte vernahm, die ihr wie ein Schicksalspruch klangen; allein äußerlich bewahrte sie Fassung genug, um mit einer Thräne im Auge die Hand des hülfereichen Freundes zu ergreifen, und ihm für seine Absicht zu danken. Sie wollte seinem Stieffinde ja gern eine Mutter sein.

Indem Hitzig ihrem Leben diesen Zweck gab, sorgte er zugleich auch dafür, äußerlich ihre Lage mehr und mehr zu befestigen. Schon hatte sie beim Morgenblatte festen Fuß gefaßt. Cotta streckte ihr, so oft sie es bedurfte, Geld vor; sie konnte überhaupt sein rücksichtsvolles Benehmen nur loben; während sie in Petersburg gewesen war, hatte er freiwillig das Honorar für ihre Correspondenzartikel erhöht, so daß sie jährlich eine runde Summe von 150 Thlr. bezog; auch jetzt durfte sie ein Maximum für das, was sie durch ihre Beiträge von dort gewinnen konnte, annehmen.

Außerdem war sie Mitarbeiterin an mehreren Zeitschriften und Taschenbüchern, welche dazumal ja die Hauptlectüre der schönen Welt ausmachten, —

mit Fouqué, Rochlitz und Eberhard stand sie auf gutem Fuße, nun sollte sie während ihres Aufenthaltes in Berlin noch manche neue, ihr förderliche Bekanntschaft anknüpfen. —

Zu diesen gehörte vorerst ein oft gesehener Gast des Hitzig'schen Hauses — Helmine von Chezy. —

Fanny Tarnow war bis dahin nie einer Dichterin begegnet, hatte, außer mit Frau von Fouqué, auch nicht schriftlich mit einer solchen verkehrt, mit warmer Herzlichkeit flog sie daher der Enkelin von Louise Karshin in die Arme, als Hitzig ihr diese eines Abends bald nach ihrer Ankunft zuführte.

So wie der erste Moment der Begeisterung verflogen war, mußten Beide mit Staunen wahrnehmen, wie außerordentlich verschieden die Natur sie äußerlich ausgestattet hatte. Fanny Tarnow glich einem Hauche der kleinen sich täglich mehr rundenden blonden Frau gegenüber, welche ihrer Taille, wie ihrem ganzen Wesen keine Art von Zwang auferlegte. —

Fanny Tarnow war vornehm in ihrem Wesen und machte Anspruch an die feinsten, rücksichtsvollsten Formen des geselligen Verkehrs; Helmine sah von diesen gänzlich ab. Fanny Tarnow war elegant, mit etwas Prätension gekleidet; man sah ihrer Toilette

an, daß sie nicht nur gefallen, sondern auch auffallen wollte; Helmine trug ein Kleid, an dessen Schnitt sie keine anderen Ansprüche, als die der höchsten Bequemlichkeit machte, und trug es so lange, bis die Farbe eine Kruste bekommen hatte. Allein das war die Hülle, unter welcher der dichterische Funke nicht minder glühte.

Sie war eines Prozeßes halber in Berlin, man hatte sie der Verleumdung angeklagt, weil sie über die Verwaltung der Militairhospitäler nachtheilig berichtet; ihre Freisprechung stand jedoch in Aussicht. Zwei Söhne begleiteten sie. Herr von Chezy hatte, um der Gattin los zu werden, auch diese in den Kauf gegeben.

Fanny kannte die Gedichte Helminens, aber nicht ihr Privatleben, und ließ sich von ihr erzählen, wie sie mit Frau von Genlis nach Paris gereist, dort mit den Schlegels verkehrt, mit der Recamier bekannt geworden und endlich die Gattin des schönen, ausgezeichneten Gelehrten, Herrn von Chezy, geworden sei. *Les extrêmes se touchent* konnte man von diesem Ehepaare sagen; — allein sie trennen sich auch wieder, wie sich hier gezeigt.

Helmine sprach lebhaft und viel; der Reiz der

Neuheit machte Fanny zu einer guten Hörerin, sie schworen sich schnell eine ewige Freundschaft.

Vater Jahn unterrichtete ihre Knaben im Turnen und begeisterte deren Mutter für ein einiges Deutschland; auch Fanny stimmte hierin mit ihr zusammen und begleitete sie nach der Hasenhaide, um den Uebungen zuzusehen. Gemeinschaftlich suchten sie Gubitz auf, welcher den Gesellschafter redigirte und beide Frauen zu Mitarbeiterinnen warb. Ein anderes Mal hörten sie Schleiermacher predigen und weinten gemeinsam über das Schicksal aller Sünder.

Beide litten gleich sehr an Wallungen, Beide wurden von ihren Empfindungen beherrscht, Beide lebten in einer Welt der Ideale und berührten die Erde nur mit leisem Tritte. Doch war Fanny Tarnow erzogen, d. h. sorgfältig selbsterzogen, rechtete mit sich selbst, machte Ansprüche an sich, ließ es nicht an heimlichen Vorwürfen fehlen, wenn sie sich jagen mußte, daß sie das Maas alles Rechten, Schönen und Guten nach einer Seite hin überschritten habe.

Helmine ließ die Sonne nicht untergehen über ihrem Zorne; aber dann war sie auch mit sich fertig. Sie beschwor keine Schatten der Vergangenheit herauf und hielt vor diesen keine Musterung ihrer selbst.

Fanny Tarnow war fleißig und ordentlich, in

ihren Ausgaben sparsam und überlegt. Sie nähte sehr schön, hatte ja theilweise schon mit dieser Geschicklichkeit den Haushalt der kranken Mutter unterhalten; sie sticte gut und stricte, während sie las, mit unglaublicher Schnelligkeit; genug, sie war arbeitfam und wußte mit ihrer Zeit Haus zu halten, kochte und briet auch vortrefflich.

Helmine fand an solchen prosaischen Geschäften kein Vergnügen; wie sie selbst, so sah auch ihre Wohnung aus, auf ihrem Tische standen Speisen und Bücher durch einander.

In jenen Tagen, wo Jeder dichten wollte und Jeder dem Anderen die Kunst, ein paar Verse machen zu können, wie ein hohes Glück beneidete, vermengte man Unordnung mit Genialität, und hegte gewissermaßen den Glauben, man könne das Eine nicht wohl thun, ohne das Andere zu lassen, so war denn Helmine in ihrer Hintenansehung aller Sorge für ihr Hauswesen und ihre Person sogleich entschuldigt.

Berlin war ihre Vaterstadt, sie fand hier alte Freunde wieder und gewann der neuen mehr noch; ihr Stiefbruder Wilhelm Hempel wohnte dort, alles, was dichten wollte und nicht konnte, suchte sie auf und begeisterte sich für sie. Abends ließ sie eine

Mehlsuppe kochen, schob ihre Bücher und Manuscripte auf eine Seite und die Gäste rückten auf der andern zusammen.

Graf Blankensee, Wilhelm Müller aus Dessau, der junge Maler Hensel, — solche später hochberühmten Namen, versammelten sich bei ihr und, wie natürlich, fand Fräulein Tarnow an diesem Kreise großes Gefallen und wurde, wenn sie auch freilich den großen Fehler besaß, nur in Prosa zu dichten, mit vieler Zuverlässigkeit begrüßt.

Man muß Jean Paul lesen, um sich in solche Einfachheit und in ein solches geselliges Leben hineindenken zu können, das in unserer materiellen Zeit leider zu einer unverstandenen Tradition geworden ist. Man sitzt jetzt auf sammetnen Stühlen und speist vornehm mit Silber auf weißem Porzellan, aber — ist man dabei froher, ja, ist man irgendwo noch froh? —

Die Leichtlebigkeit hat aufgehört. Ein furchtbarer Ernst ruht auf allen Verhältnissen, ein Etwas auf jedem Gesichte sagt uns, daß es bei dem Träger mit aller einfachen Freude vorbei sei. Was will man jetzt von seinem Leben? — Was sucht man in der Welt? Geld! — Kleider! — Luxus! —

Freunde, Freundschaft, Liebe — die schöne Kunst

Berse zu machen, wer käme um solcher Dinge willen in eine große Stadt und wünschte bei einer Helmine von Chezy eingeführt zu werden? — Wer möchte mit ihr eine Mehlsuppe verzehren!

Graf Blankensee hat seit jenen Tagen in Palästen gespeist und aus dem Becher der Freude getrunken, den die große Welt bietet; wird er darum weniger gern der Abende gedenken, welche der jugendliche Dichter bei Helmine verlebte, ja, wird er nicht mit einem Seufzer sich sagen: Die schönen Tage, sie sind dahin; sie kehren mir nie wieder! — Unbefangen froh, wie in jenen Zeiten, war ich nie mehr! —

Selbst bei Hitzig wurde man auf Kopfsalat und harte Eier eingeladen. Diese einfache Bewirthung in dem reichen Hause überraschte sogar Fanny; denn sie war in Mecklenburg geboren und erzogen, wo der Luxus einer guten Tafel zu den Hauptfreuden des Lebens gehört.

Bei Hitzig traf man Hoffmann; ein Mann, damals von 42 Jahren, unruhig, voll Geist und Humor, unzufrieden mit allem Bestehenden bis in das tiefste Herz hinein, von einer Genialitätsmoral, der Alles erlaubt schien, so daß selbst Helmine ihm gegenüber noch einer Philistertn mit Zopf und Haarbeutel zu vergleichen war.

Fanny ward durch das Wesen dieses Mannes sehr aufgeregt. Seine Zerrissenheit that ihr nicht wohl; denn sie war selbst in einer der Versöhnung mit dem Schicksale bedürftigen Stimmung. Dazu warf er allerlei Zweifel in ihr Gemüth, erzählte Geistergeschichten, sprach von Ahndungen, kurz, liebte es, Schauer auf den Gesichtern zu sehen. Phantasiereich, wie sie war, blieb davon vieles haften und spielte dann in ihren Erzählungen eine Rolle.

Chamisso und Barnhagen, Hitzig's nächste Jugendfreunde, die mit ihm den rothen Musenalmanach begründet, waren leider damals nicht anwesend; der Erstere befand sich auf seiner großen Reise um die Welt, der Letztere auf seinem Gesandtschaftsposten in Carlshuhe, wohin ihn Rahel begleitete, und so kam es denn, daß Fanny Tarnow diese geistreiche Frau damals noch nicht kennen lernte.

Sie verweilte überhaupt nicht lange, und die wenigen Wochen ihres Aufenthaltes flogen wie ein buntes Bild an ihr vorüber, weil jeder Tag ihr neue Personen und neue Gegenstände vorführte. Sie mußte das herrliche Berlin und die Schöpfungen des Großen Friedrich in Augenschein nehmen, mußte ein gutes deutsches Theater und eine Oper kennen lernen, die Kunsthallen besuchen; kurz, zum ersten Male

durch Anschauung mit dem vertraut werden, was sie ein halbes Leben hindurch aus Büchern kennen zu lernen bemüht gewesen war.

Sie machte in ihrer Bildung damit einen wesentlichen Fortschritt. Petersburg war eine fremde Stadt, deren Pracht und Größe sie mit Staunen erfüllt hatte; allein eine solche Empfindung konnte sie nicht fördern, nicht innerlich reifen. Hier hatte sie das Einmal Eins aller Kunst und Civilisation vorzunehmen, und sich zu fragen: Wo haben wir angefangen, wie weit sind wir gelangt, und wohin geht nun unser Weg? Das führte zu reiflichem Nachdenken.

Auch wurde sie sich dabei bewußt, wie groß ihre Freude an aller Kunst sei und welche Quellen des Genusses sich ihr dadurch noch erschließen würden. War es denn auch mit dem Glücke vorbei, wie es das Herz ersehnte, so blieb ihr noch ein Etwas, eine Entschädigung — der Traum eines Traumes; so blieb ihr noch die Pflicht, die Tochter des Freundes zu erziehen, zu bilden und für die Schöpfungen des Genius sich zu begeistern.

Gefaszt packte sie ihren Koffer und bestieg mit Betty Meyer den Wagen. Tante Lotte behielt ihren Posten als Vorsteherin des Hauses. Da stand sie unter der Thüre, an seiner Seite, an ihrer Hand hielt sie

die schönen Kinder — seine Kinder — und Fanny Tarnow mußte scheiden.

Wer begreift nicht den Schmerz dieser Minute, den stillen Schmerz, der keine Worte kennt, den Schmerz des Verzichtens auf ein heimlich gehofftes Glück, das so nahe lag, und — doch sich nicht erfassen ließ!

IX.

Die Resignation.

Leben heißt streben.

Fanny Farnow.

Die alte freie Stadt Lübeck zeigte ihre sieben Thürme am abendlich gerötheten Horizont, als Fanny Farnow, nach einer beschwerlichen Reise, durch fast unfahrbare Wege — die sogenannte kalte Herberge, wo Reisende gewöhnlich im Schlamm stecken bleiben — in ihre Mauern einfuhr. Sie hatte hier ihren Aufenthalt, der Nähe von Aschberg halber, genommen; denn sie liebte Elise Schleiden leidenschaftlich, während ihr Herz überall Schiffbruch gelitten, hatte es bei ihr seine Rettungsfahne aufgepflanzt.

Lübeck besaß sonst wenig, was einer geistvollen und in dem Cultus der schönen Künste lebenden

Frau den Aufenthalt angenehm machen konnte. Wo der Handel blüht, zieht man das Nützliche dem Schönen vor, das ist eine längst erwiesene Sache. Dazu hatte die Stadt den Zeitpunkt ihres Glanzes überlebt, und nährte sich von den Reminiscenzen. Es war still und todt in diesen Mauern, der Krieg hatte hier gewüthet und manchen Wohlstand zerrüttet, man begann so eben damit, eine neue Brücke für die Zukunft zu bauen.

Fanny Tarnow trug einen allbekannten Namen und fand sehr schnell einen kleinen Kreis von Bewunderern. Die Schwester Betty übernahm die Sorge für das Hauswesen, die Pflegetochter Betty war der Schmuck des Theetisches; Fanny schrieb und war nicht länger allein; Behaglichkeit umgab sie, das Wohlbefinden anderer Personen hing von ihr ab, sie mußte ihre Stimmung beherrschen, weil jede Wolke auf ihrer Stirn das Lächeln von Lippen verscheuchte, deren Lächeln jetzt eine Quelle ihres Glückes sein sollte. —

Befand sie sich wohl in ihrem neu errichteten Familienleben? War sie glücklich?

Sie war es nicht. Was sie umgab, waren geliebene Güter, Nothwendigkeit und Nutzen band diese an sie, nicht Liebe hatte sie an ihre Seite gerufen.

Fanny Tarnow nahm dem schönen jungen Mädchen gegenüber Mutterstelle ein, das hieß mit andern Worten auch, die ruhige Zuschauerin sein, wie diese Beifall erntete; nun war sie selbst aber seit langen Jahren gewöhnt, wo sie erschien, den Mittelpunkt eines Kreises zu bilden und die Kunst, zu gefallen, die vielfach erprobte, war ihr auch jetzt noch keineswegs fremd, oder unangenehm; zurücktreten, verzichten — konnte sie das, ohne Lebensüberdruß zu empfinden? — Wird es nicht auch mancher Mutter schwer, der erwachsenen Tochter den ersten Platz zu gönnen?

Für ihre jugendliche Schutzbefohlene suchte sie jugendlichen Umgang, suchte sie Jünglinge, nicht Männer, und mit diesen konnte die welterfahrene Frau nur tändeln, nicht reden.

Mitunter packte sie, nach einem in dieser Weise verlebten Abende, Ueberdruß. — Wozu das Alles? fragte sie sich. Wozu das Leben, das mir nicht Glück, nicht Freude bringt? — Und seufzend ließ sie die Flügel hängen.

Sie war auf ihrer Durchreise in Hamburg mit der Dichterin Amalie Schoppe bekannt geworden, einer Frau von 27 Jahren, Mutter mehrerer Kinder, und im Begriffe, sich von ihrem Gatten scheiden zu

lassen. Diese hatte Fanny Tarnow sogleich ihr ganzes Herz entgegengetragen und sich ihr mit einer Gluth und Innigkeit in die Arme geworfen, wovon man in unserer kühlen Zeit, wo Freundschaften ein Rechenexempel des Nutzens sind, keinen Begriff hat.

Amalie war eine beginnende Schriftstellerin und wollte von der berühmten und schon erfahrenen Dichterin lernen. Sie besaß, wie es die Zeit wollte, viel Enthusiasmus und begeisterte sich leicht ohne Grund. Verse schreiben bildete ihr Hauptvergnügen, sie besang alle Welt und ließ sich auch nicht die kleinsten Vorgänge entgehen, um ihren Eifer daran zu fühlen. In einer Viertelstunde brachte sie eine solche gereimte Epistel zu Stande und war stolz auf diese Schnelligkeit; „es wäre nicht gut, wenn ich längerer Zeit dazu bedürfte“, schreibt sie. Daß ihr Versmachen darauf hinauslief, Endreime zu finden, versteht sich von selbst.

Natürlich begann ein Briefwechsel voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit, in welchem Amalie sogleich den Reichthum ihres inneren Lebens der Anderen erschloß — wie sie sagte. —

Es ist wunderbar, wenn man die vertrauten Briefe der Frauen jener Zeit liest, wie jede sich einbildete, ein ganz ungemein reiches inneres Leben geführt zu haben, das, einer begabten Mit-

schwester zu entfalten, für diese von namenlosem Interesse sein müßte.

Summirt man auf, worin der Reichthum dieser inneren Erfahrungen bestand, so ist meistens nicht viel mehr dahinter, als Eitelkeit und Selbstbespiegelung, die aus jedem Körnchen einen Baum machen wollen.

Man führte ein stilleres Leben, und dies führte zur Beschaulichkeit; man träumte wachend; daher die so fortgesetzte Reflexion über seine Empfindungen.

Fanny Tarnow schien durch die intimen Mittheilungen ihrer neuen Freundin nicht wärmer für diese gestimmt zu werden; vielleicht weil die langen Briefe eine zu große Anzahl von Sprachfehlern enthielten. Trotz der ausgesuchtesten Schmeicheleien wurde sie immer kühler gestimmt. Sie schreibt ihr:

„Ich habe auf Deine Werke zwei Verse gemacht; sie liegen bei — oder nein, ich will Dir die ganze Reihe auf ein Blatt setzen; hier die beiden ersten:

Paulinens Jugendjahre:

O traure nicht, daß sich die Lieb' gewendet
 Von Deines Lebens schönsten Maientagen;
 Ein solcher Schmerz, ich weiß, daß er nicht endet;
 Doch gieb nicht Raum den Thränen und den Klagen:

Die Hand, die solche Blüthen uns spendet,
 Wird auch verleihn, daß sie uns Früchte tragen,
 Zur Liebe führt gekränkter Liebe Wehe,
 Und Nacht wird es, daß man die Sterne sehe.

Alwine von Rosen. *

Rama führt hier den Pfeil, nicht Amor, der schärfer verwundet;
 Cotosblüthen nur schießt er auf die Herzen herab.

Sie sprach viel von ihrer ewigen Liebe und Treue,
 und wollte, um Fanny ganz die Thrige zu nennen,
 eine Pensionsanstalt errichten, zu welcher Sene den
 berühmteren Namen hergeben sollte. Schon waren
 die Prospekte gedruckt.

Außerdem aber sollte Fanny Amalien's Verse im
 Morgenblatte unter ihrem Namen abdrucken lassen.
 Hier mußte diese schon verneinen. Nun sandte sie
 ihr Novellen zu und forderte ihr Urtheil heraus.
 Ein Manuscript zu lesen, gehört zu den größten
 Opfern der Freundschaft. Fanny brachte es, indem
 sie einen der jungen Herren, welche als abendliche
 Gäste an ihrem Theetisch erschienen, aufforderte, es
 ihr vorzulesen; dieser nun strich alles Fehlerhafte an,
 und Amalie erfuhr einen Tadel, auf den sie nicht
 vorbereitet gewesen. Sie habe das Manuscript nicht
 durchgesehen, sagt Amalie, es sei ihr, so wie es sei,
 aus der Feder geflossen; sie schreibe schwarz mit

einem þ, weil es ihr wohlgefalle; kleine Sprachfehler, kleine Nachlässigkeiten des Stils, wer durfte von diesen reden, wenn der Inhalt von so hohem poetischem Werthe sei. — Sie äußerte sich empfindlich, gereizt; aber immer noch voll der größten Hingebung und Liebe. —

Indessen schien es nothwendig, daß Fanny Tarnow, des zu gründenden Instituts halber, selbst nach Hamburg komme, und diese war dazu bereit. Eine kleine unmeublirte Wohnung ward auf kurze Zeit — zum Versuche gemiethet — Freunde, und unter diesen auch Amalie — liehen die nöthigen Meubel, und die berühmte Schriftstellerin zog, in Begleitung ihrer großen und kleinen Betty, ein.

Ein wenig hunter gestaltete sich alsobald ihr Leben; die größere Stadt bot vielfache Zerstreungen, die Theaterdirection bot ihr eine Loge zur Benutzung an, die Künstler luden sie zu ihren Konzerten ein, die Buchhändler sandten ihr alle neuen Sachen gratis; außerdem fand sie hier die Tochter ihrer Mutter Dergen, Susette Godeffroy, und die Mutter ihrer Elise Schleiden — kurz Anknüpfungen aller Art, auf welche sich weiter bauen ließ. Sie schrieb an ihren Bruder:

„Mein altes Glück, viele Freunde zu finden und

zu haben, verläßt mich auch hier nicht; die Menschen, mit denen ich umgehe, sind lieb und gut gegen mich und verziehen mich. Mein Pflegekind, meine Betty, ist sehr hübsch und niedlich geworden.“

Die Herzensfreundin hatte jetzt häufig Klage zu führen, sie fühlte sich entweder nicht genug geehrt, oder auch ganz vernachlässigt, und ihre Eitelkeit litt dabei mehr noch, als ihr Herz. Sie wollte durch Fanny steigen und sollte sich nun neben ihr doppelt unbedeutend fühlen; das war nicht zu ertragen.

Sie litt an Wallungen, — wie Helmine von Chezy, und Fanny Tarnow selbst — ja, wie alle Personen, die sich von ihren Empfindungen beherrschen lassen und die strenge Schule der Selbsterziehung verschmäht haben. Sie war außerdem noch neidisch, sie konnte es nicht ertragen, eine ihrer Mitschwestern gelobt zu hören und nun gar ihrer Berse wegen gelobt zu hören; Fanny Tarnow aber sprach mit warmer Anerkennung von jedem Talente, das ihr gefiel, und steigerte sich, durch eine persönliche Vorliebe getragen, in ihrem Lob. Da kam es denn bald zu Reibungen. Amalie wallte auf, wenn Fanny von der Fouqué oder Chezy sprach und zog deren Schriften in den Staub; das ließ die Andere nun durchaus nicht zu. Mehr und mehr trübten solche Scenen ihr Beisammensein

und die Pläne für das gemeinschaftlich zu errichtende Institut wurden während der Dauer solcher Wallungen in den Hintergrund geschoben.

Fanny war längst überzeugt, daß ein Beisammenleben mit Amalien zu keiner Freude für sie führen könne, sprach sich jedoch noch nicht bestimmt über ihr Zurücktreten aus. Nun war die Zeit ihres Aufenthaltes in Hamburg abgelaufen, man packte ein und die geliehenen Sachen wurden zurückerstattet. Da erlitt Amaliens zärtliche Freundschaft wieder eine heftige Wallung, und sie forderte plötzlich einen Miethzins, den zu entrichten die Andere sogleich bereit war.

Zu spät erkannte Amalie, was sie gethan. Fanny hatte sie, bei Uebersendung der wenigen Thaler, mit Sie angeredet und war ihr eine Fremde geworden; sie fühlte sich wie vernichtet.

„Die Stürme haben ausgetobt“, schrieb sie ihr, „ich bin mir selbst zurückgegeben — ich erkenne mich, wie ich bin; ich fehlte; möge dies Geständniß mir Ihr Ohr öffnen, sich Ihr Herz nicht einer Bittenden verschließen; ich flehe um ihre christliche Vergebung. Nur kurze Zeit dauerte meine Verirrung — die Reue wird länger dauern, da soll Gott mein Zeuge sein.

Sie empfangen Ihr Geld zurück; ich könnte es

nicht behalten, es brennt wie Feuer in meinen Händen, und damit Sie sehen, wie freiwillig, wie fern von jeder Scheinsucht dies mein Betragen ist, so versichere ich Sie, daß ich eben Rosa*) verließ, ohne ihr zu sagen, was ich mit der Summe zu thun beschloffen.

Seien Sie menschlich, seien Sie vergebend! Ich bekenne mit tiefer Zerknirschung mein Unrecht, daß ich Erfaß meines Schadens forderte, und wie ich ihn forderte.

Daß mir heißes, tobendes Blut gegeben ward, wissen Sie; wenn dieses mich auf Stunden irren läßt, so finde ich auch wieder den Muth, zu handeln, was Gott und mein Herz gebieten: so steigen und fallen wechselweise die Schalen!

Sie sollen Alles wissen: ich hatte den Vorfaß, Sie tödtlich zu kränken, Sie zu beleidigen, Ihnen die kostbarsten Güter des Lebens, Ihren guten Namen, Ihre Freunde, alles, alles zu rauben; und da dies nicht gleichging, so fing ich mit diesem Schadenersaße an; zer-

*) Rosa Maria Assing, Varnhagens Schwester, Eudmilla's Mutter, auch Dichterin. Ihr Vater war jüdischer Arzt und Bruder von Fanny Lewald's Mutter.

störte damit das Blumenbeet meiner Selbstzufriedenheit.

Kann Neue Versöhnung bringen, so giebt Gott sie mir, und Sie, sein sterbliches Geschöpf, wollten Sie mir versagen?

Den Löffel will ich behalten zur Erinnerung an meine Fehler; empfangen Sie daher den Ring, welchen ich bis diesen Augenblick an meinem Finger trug: sein Vergißmeinnicht sage Ihnen, daß Vergeltung süßer sei, als Hassen. Ohne Schluß, wie fortan ohne Freude.

Amalie.

Die angeführten Zeilen sind nur ein Theil des langen sich in Bitten, Schmerz, Neue wiederholenden Briefes. Fanny Tarnow war zu allen Zeiten verjöhnlich, ein gutes Wort gewann sie jogleich, auch diesmal trug sie der Freundin die Wallung nicht nach; jedoch war sie durch näheren Umgang dahin gekommen, sich zu überzeugen, wie wenig diese ihr durch geistigen Austausch zu sein vermochte, und daß es besser sei, durch Aufrichtigkeit ihrer ferneren intimen Beziehung eine Gränze zu setzen.

So schrieb sie ihr denn:

Mit wehmüthiger Rührung, meine theure Amalie, habe ich gestern Deine am Nachmittage geschrie-

benen Zeilen gelesen. Du bist mir sehr klar in Deiner Stimmung — aber daß die Verschiedenheit unserer Individualität so verlegend zwischen uns steht, ist tief traurig und unabänderlich, da Du so wenig aufhören kannst, Du zu sein, wie ich aufhören kann, ich zu sein. Wäre ich Dir klar, wie Du es mir bist, so wäre alles ausgeglichen; aber ich bin es Dir nicht und werde es Dir in einigen Jahren vielleicht erst werden. Ich mich noch einmal hinauswagen in die Welt? — ich muß darüber lächeln; denn wer hat mehr, als ich, alles unnütze Geräth bei Seite gelegt? — Das gesellige Leben ist für mich immer ein glänzender Schauplatz gewesen und keine Art des Ueberdrusses hat mich von ihm geschieden; sondern nur das tief innere Bedürfniß von Einsamkeit und Liebe. Ich besuche daher durchaus keine großen Gesellschaften, keine glänzenden Zirkel, erscheine an keinem öffentlichen Ort, vermeide alle neuen Bekanntschaften, fliehe allen gleichgültigen Umgang und fühle mich glücklich im Ideenaustausch, im traulich geselligen Zusammenleben mit einigen geist- und gemüthvollen Menschen. Aber der Umgang mit diesen ist für mich ein unentbehrlicher geistiger Nahrungstoff; ich verkümmere, wenn er mir fehlt. Die große Freiheit der Lebensgestaltung, die mir die Verhältnisse meiner letzten

Lebensjahre vergönnt haben, hat mich durchaus unfähig zum Umgang mit gehaltlosen Menschen gemacht. Sie langweilen mich entsetzlich und dieser Zustand verkörpert sich bei mir zu physischem Schmerz. Ich kann mit höchst einfachen, ungebildeten Menschen, z. B. mit der von Behlen, angenehm einen Abend verplaudern, sobald nur Liebe und Leben da ist — aber ich würde es mit Krampf und Schmerz büßen müssen, wenn ich einen Abend z. B. mit der Doctorin Wirling zu verschwätzen genöthigt würde. — Darin bist Du milder und reicher als ich — Du kannst bei aller Tiefe in Dir Dich doch einer leeren Unterhaltung weit mehr hingeben, als ich; bedenkst Du aber, wie ich durch den Umgang mit den bedeutendsten Menschen verwöhnt worden bin, so vergiebst Du mir diese Ungeschicklichkeit gewiß. —

Die Welt kann mir nicht zum Ekel werden, weil ich nicht mit ihr verkehre. Sie hat mir nichts mehr zu geben, nichts mehr zu nehmen; aber ich bin in keiner Art mit ihr zerfallen und zwischen uns ist, Gott sei Dank! voller Friede. Ich bin nur durch ein einziges Pflichtverhältniß an das Leben gebunden, und dies ist mein Verhältniß zu Betty; allein diese liebe ich, und es ist also von keiner Pflicht mehr die Rede; sondern es ist die Wonne meines Daseins

mehr in ihr und für sie zu leben, als für mich selbst. Betty so glücklich zu machen, als man es durch den Genuß schuldbloser Jugendfreuden zu sein vermag, ist mein innigster Wunsch und mein Streben, von dem, ohne daß ich selbst immer darum weiß, alle Fäden meines Wollens und meines Thuns ausgehen. Manche grau verwesete Seite des Lebens wird mir durch sie wieder grün. Natürlich bin ich verpflichtet, mich in Manchem nach ihrer Neigung, nach den Ansprüchen zu richten, die ein 17jähriges Herz an Welt und Menschen zu machen hat; aber es ist mein Glück und mein Lohn, daß Betty durchaus keinen Hang zu einem zerstreuten, vergnügungssüchtigen Leben hat; sondern daß es auch ihr, wie mir, nur um den Gehalt, nicht um den Schein, zu thun ist.

Ich glaube nicht eitel darauf zu sein; allein ich weiß es, daß mein Umgang, meine Unterhaltung für die geistreichsten Menschen eine Quelle der Erholung ist. Wollte ich mich also dem geselligen Umgange ganz entziehen, so hieße das mein geistiges Wesen selbst verkrüppeln. Mein Geist bedarf vielfacher Nahrung, vielfacher Anregung — zwischen Dir und mir giebt es sehr wenig geistige Berührungspunkte und daher diese Dürftigkeit des Stoffs zur Unterhaltung zwischen uns, die mich drückt und ängstigt. — Mich

interessirt das ganze unermessliche Reich des Gedankens, das ganze Gebiet der Literatur, doch vorzüglich und zunächst Geschichte der Menschheit — mir ist noch nie ein kenntnißvoller, gebildeter Mann vorgekommen, mit dem ich nicht einen uns Beide interessirenden Gegenstand zur Unterhaltung aufgefunden hätte, und magst Du gleich über meine ehrfurchtsvolle Werthschätzung der Philosophie lächeln, so ist sie doch unvertilgbar in mir. Ich bedarf erhabener Ideen, um mein mattes Herz zu kräftigen, um mir Flügel zu geben, die mich über das Erdenleid und den Erdenschmutz emporheben — ich höre gerne Männer über solche Gegenstände reden — es thut mir wohl, mich mit meiner Sehnsucht und den Ahnungen meiner dürstenden, hoffenden Seele um einen höheren Geist, wie Epheu um die Ulme, zu ranken. — Vielseitigkeit achte ich, wo sie nicht Oberflächlichkeit ist, sondern wo es einen Kern des Daseins giebt, von dem der Geist nur seine reichen Strahlen, wie Radien ausfendet nach allem, was den Menschen zu erheben und zu beglücken vermag. Einseitigkeit ist immer Dürftigkeit. — Das Heiligthum meiner Seele ist mein Glaube. — Wie werth mir Verbindungen mit Menschen sind, mit denen in dieser Beziehung gleicher Sinn mich

vereint, beweiset meine Freundschaft mit Eüderiz, die allein auf diesem Grunde ruhet. —

Ich fühle es, ich müßte in keiner Art und in keiner Beziehung ich sein, ich müßte durchaus und entschieden das, was alle meine andern Freunde und ich selbst auch, als das Bezeichnendste und Beste meines Wesens achten, von mir sondern, um so zu sein, wie Du wünschest, daß ich sein möge, und das kann ich nicht, und möchte es auch nicht, wenn ich es könnte; — denn woher sollte mir Ersatz kommen? — Ich habe gestern z. B. einen sehr reichen Tag gehabt — das Buch der Fouqué ist eins jener Werke, über das man 100 Bücher schreiben möchte und über die man 1000 Bücher denkt. Es bietet mir und denen, die mir gleich fühlen, auf Wochen und Monate Stoff zu den interessantesten Unterhaltungen, weil es kein Räthsel des Menschenherzens giebt, das sich nicht daran knüpft, weil es unendlich reich, geistvoll und so tief weiblich ist, wie noch nie in irgend einer Sprache etwas geschrieben worden ist. — Das heilige Geheimniß der Weiblichkeit ist hier wie in dem Orakelspruch einer gottbegeisterten Seherin ausgesprochen — kurz, es ist Bereicherung meines Lebens, daß ich das Buch gelesen habe — Tausende werden sich mit mir daran freuen

— es wird zwischen mir und allen meinen hiesigen und fernen Freunden Anlaß zu den geist- und gemüthvollsten Mittheilungen geben — und über alles dieß giebt es nun zwischen uns keine Unterhaltung — Du siehst vornehm auf das Buch herunter und versicherst, daß Du solches Zeug nicht lesen kannst. —

Liebste Amalie, wir können Beide nicht anders sein und werden, wie wir nun einmal sind; aber wir lieben uns und wollen Beide das Gute. Laß uns also in Liebe und Frieden unseren gemeinschaftlichen Weg fortsetzen, ohne Klage, ohne Belehrungssucht, jede an der anderen ehrend, was ihr fremdartig ist. Vielleicht macht es Dir doch noch einst Freude, an meinem geistigen Leben und den Freuden meines Umganges Theil zu nehmen und Du wirst mich dann auch in dem, was ich nicht aufgeben und entbehren kann, verstehen. So viele Menschen haben Freude an mir, so viele finden mich warm und liebevoll und nur Du, die Liebevollste, die wahrhaft Gute, Du solltest Recht haben, über mich zu klagen? — Das verhöte Gott! Es quält mich unendlich, daß ich Dich nicht glücklich mache — das Uebel liegt eben in meiner Gesinnung, nicht in der That — über die letztere bin ich Herr — allein was die erstere anbelangt, kann Gott selbst wohl die Form zerbrechen; doch ohne

mich zu vernichten, nicht ändern, daß ich Ich bleibe. — Auch habe ich mich Dir von dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an nie anders gezeigt.

Damit war ein Faden abgerissen, welcher einen dauernden Lebensplan knüpfen sollte; Fanny stand nun wieder allein — öde lag die Zukunft vor ihr; Arbeit, ohne Ziel — ein Streben, welches nicht den Zweck eines Glückes hat, das es gewährt oder in Aussicht stellt, wird bei regem Gefühlsleben zu einer traurigen Beschäftigung.

Die Pflegetochter sollte am Schlusse des zweiten Jahres in das Vaterhaus zurückkehren, die Schwester Betty war damit überflüssig und zog es vor, die Stelle einer Gesellschafterin anzunehmen. Fanny Tarnow fragte ihr Schicksal wieder: Was nun? —

Der Freund, der treue, vortreffliche Freund fragte mit ihr: Was nun?

Er hatte ihr kein zweites Kind zu geben, die eigenen Kinder blühten unter Tante Lotten's vortrefflicher Pflege so hold, so schön heran, daß es nicht nur des Vaters, daß es auch der Fremden Auge entzückte. Diese der Freundin abzutreten, hätte geheißen ein Stück vom eigenen Herzen opfern, noch wäre es

gerecht, billig und gut gewesen; was nun? fragte er dennoch.

Liebeleer im Leben dastehen, wenn das Herz so warm schlägt, that ihm für die Freundin weh; allein das Auskunftsmittel? —

Er lud sie ein, nach Berlin zu kommen, die Tochter selbst seinen Händen zu übergeben, und bei der Gelegenheit wollten sie gemeinschaftlich einem neuen Lebensplane nachsinnen.

X.

Helmine von Chezy.

Die meisten Menschen sind darum unglücklich, weil sie nie thun was sie wollen, noch was sie sollen.

Fanny Tarnow.

Im Frühling des Jahres 1820 erblicken wir auf der großen Fahrstraße von Berlin nach Dresden in dem Coupé eines Lohnkutschers eine Dame, welche Fanny Tarnow sehr ähnlich ist. In der That, hatte diese, auf die wiederholten Einladungen von Helmine, mit der sie seit ihrem Begegnen in Berlin einen eifrigen Briefwechsel unterhielt, sich entschlossen, auf deren Freundschaft ein neues Gebäude für ihre Zukunft zu errichten.

Die Dichterin kannte, so wenig wie Fanny Tarnow, den kleinen Neid, der jedem fremden Verdienste abhold ist; sie erwartete mit Ungeduld eine Genossin, deren Talente sie seit Monaten in allen Gesellschaften

Dresdens als unvergleichlich pries, deren Briefe sie klassisch nannte, und einem bewundernden Zuhörerfreise vortrug — deren Geist und Herz sie zu den Wolken erhob.

Helmine hatte schon seit zwei Jahren und länger Berlin verlassen, weil sie die Veränderung liebte, und war bis jetzt noch mit ihrem Elbflorenz, das damals gerade, nächst Weimar, der Hauptsitz der Dichter und Dichterlinge war, zufrieden. Was sie Fanny Tarnow von dem Verkehre mit diesen berichtete, klang so anziehend, daß diese, da sich ihr kein ernstler Beruf bot, Hitzig keinen Rath für sie wußte, der Besseres versprach, sich einstweilen mit dieser Ausbeute für ihren Geist zufrieden geben wollte. Mehr als das lockte sie aber vielleicht noch die Freundin, deren warmes Herz in ihren Briefen die hellsten Flammen schlug.

In sich verwirrt und traurig, legte Fanny Tarnow den Weg zurück, der damals Nächte und Tage in sich schloß und für den Reisenden viel Langeweile und wenig Annehmlichkeit mit sich brachte. Diese flache Gegend schmückte kaum das erste sprossende Grün, die Bäume standen wie dunkle Schattenrisse am Wege, die Kieferwäldungen zeigten eine leblose Dede. Man schaukelte langsam im Sande fort, und

überließ sich den traurigsten Gedanken. Süterbogl, welches heute als Station noch ein Schreckenspunkt für den Reisenden ist, war damals, seiner schlechten Betten und anderweitiger Mängel halber, ein Ort, wo man abschwor, jemals wieder der Wanderlust zu fröhnen.

Es war dunkler Abend, als sie am dritten Tage ihrer Fahrt durch die ärmlich beleuchteten Gassen über das holprige Pflaster in die damals noch kleine Hauptstadt Sachsens einfuhr. Sie konnte von der äußeren Lage Dresdens im Dämmerlichte nur schwach die Thürme am Horizonte sich abzeichnen sehen, und hörte, über die alte Brücke kommend, den Fluß nur zu beiden Seiten rauschen; Berge und Hügel blieben ihrem Auge ganz verborgen.

Helmine wohnte in der Gegend der Osterallee und sah ungeduldig nach der Ersehnten aus, als der schwer bepactete Wagen vor ihrer Thüre anhielt und Fanny Tarnow mühsam sich daraus loswand.

Entzücken von beiden Seiten, Küsse, Umarmungen füllten die erste Stunde aus; Jede schien der Liebe der Anderen so bedürftig, als ob ein neuer Lebensmorgen für sie damit tage.

Fanny wohnte bei Helminen, bis sie gemeinsam nach Schandau aufbrachen. Daß es in dem Haus-

wesen ihrer Freundin nicht ganz geregelt herging, bemerkte sie wohl; allein sie übersah es gern über ihrer Gastfreundlichkeit. Auch strömten so viele neuen Eindrücke auf sie ein, daß sie kein Auge für kleine Unannehmlichkeiten hatte.

Vorerst überraschte sie die Bauart der Stadt. Die alten grauen Häuser, aus Sandstein vornehm aufgeführt, hatten für sie etwas Imponirendes; im Mondenschein konnte sie gar nicht satt werden, sie zu beschauen, und ihre Phantasie mit Bildern früherer Zeiten zu füllen. Dann kam die Umgegend an die Reihe, die Berge, und schließlich die Schätze der Kunst. Dazwischen nun wollte Helmine sie versprochenermaßen ihren Freunden präsentiren.

Es konnte indessen nach allen Seiten hin nur zu flüchtigen Berührungen kommen; denn an dem ersten heiteren Tage traf die bestellte Gondel von Schandau ein und beide Freundinnen fuhren ab. —

Jetzt macht man die Fahrt in einem Dampfboote, in wenigen Stunden ist man an seinem Ziele; damals war auch diese Uebersiedelung einer Reise gleich zu achten.

Man hatte Speisevorräthe mitgenommen, und, des kühlen Wetters halber, sich mit Mänteln reich versorgt; da saßen beide Frauen nun, wie eingeschichtet,

unter der Ueberdachung, plauderten und schaueten, und waren unendlich froh.

Es ging an Pilnitz vorbei, Dorf nach Dorf ließ man zu beiden Seiten liegen, der Königstein zeigte stolz sein festes Haupt, dann kam Pirna mit dem Sonnenstein. Helmine hatte zu erklären, und Fanny fragte und hörte; so verschwanden die Stunden im Umsehen und Beide gestanden sich, einen der schönsten Tage verlebt zu haben.

Helmine hatte Hausrath und Betten mitgenommen; denn Schandau war in jener Zeit noch kein berühmter Badeort mit Bequemlichkeiten aller Art für Fremde, und andererseits, hätte man auch einer möblirten Wohnung habhaft werden können, führte der Betrieb einer eigenen Wirthschaft eine große Ersparung mit sich.

Hinten im Thale, unfern des Bades, in einem ganz vereinzelt dastehenden Hause, waren sie eingemiethtet. Vor ihnen lag die herrliche grüne Wiese mit dem sich hindurch schlängelnden klaren Bache, über ihnen hing im Rücken in steiler Höhe die graue Felsenmasse, Waldesgrün winkte nach allen Seiten hin.

Helmine war entzückt von diesem Aufenthalte und Fanny Tarnow war es mit ihr; beide wollten diese

schöne Natur genießen, und von ihrem Zauber neu begeistert, unsterbliche Werke schaffen. Helmine hatte so eben „Die drei weißen Rosen“ gedichtet, Fanny Tarnow „den Connetable von Montmorency“ geschrieben und schon gingen sie, jede in ihrer Weise, mit neuen Plänen um.

Badegäste hatten sich bis jetzt nicht eingefunden, der Frühling war dazu noch nicht weit genug vorge-
rückt; um so ungestörter konnten sie durch Feld und Wald streifen, und, da sie lange Spaziergänge liebten, sich auf ihren Wegen verirren. Da dies nun auch häufig genug stattfand, so blieb es nur bedauerlich, daß solche kleinen Vorkommnisse zu keinen Abenteuern führten, welche die Dichterinnen hätten benutzen können.

Die Bewohner des Städtchens Schandau erfuhren sehr bald, welche zwei berühmten Gäste sich neben ihnen in der Waldeinsamkeit angesiedelt hatten, und eilten, die gute Gelegenheit zu benutzen, die Schriftstellerinnen kennen zu lernen. Der Bürgermeister, der Pastor, der Arzt und andere Honorationen warteten ihnen auf und ersuchten sie, in ihrer bescheidenen Häuslichkeit kleine Feste anzunehmen. Huldvoll nahmen die Freundinnen solche Artigkeit an, und gewährten freundlich die begehrte Gunst. Sie hatten

sich schon daran gewöhnt, sich objectiv als etwas ganz Absonderliches anzuschauen, und verwunderten sich in keiner Art, wenn die Leute ihretwegen an die Fenster liefen; nur das Gegentheil würde sie in Erstaunen gesetzt haben.

Auch ein Offizier außer Dienst hielt sich dort auf, ein Lieutenant Tischler, der einen Leseverein gegründet hatte, in welchem die Werke beider Damen Aufnahme gefunden. Sie dankten es ihm also im Besonderen, daß ihre Namen dieser kleinen ländlichen Bevölkerung schon so bekannt waren, und traten, zum Danke, seinem Leserkreis bei.

Zeitungen erhielten sie in jeder Woche nur zwei Mal, und auch dann noch der Stunde nach; ihre Briefe gingen und kamen durch eine Botenfrau aus Dresden.

Der Bürgermeister hatte außerdem noch eine Leihbibliothek, welche die beliebtesten Schriften des Tages enthielt und gleichfalls als Aushülfe benutzt ward. —

Die ersten Wochen vergingen nun höchst angenehm, beide Freundinnen waren unzertrennlich, die Einwohner trugen sie auf den Händen, und was ihnen zu Theil ward, empfingen sie gemeinsam. Nur dann und wann stellte sich in den Gesellschaften

eine kleine Schwierigkeit wegen des Ehrenplatzes heraus; da indessen Fanny Tarnow in gewissem Sinne Helminens Gast war, so trat diese zurück und ließ der Freundin die erste Stelle. Sie that dies aus gutem Herzen, aus Artigkeit, und fühlte eine Befriedigung in diesem freiwilligen Verzichtleisten. Als indessen beim nächsten Male diese Stellung von den Wirthen, wie sich verstehend, angewiesen ward, und jene sogleich ohne Umstände ihr vorgesetzt wurde, da umwölkte sich Helminens Stirn und sie schien verstimmt.

Dieses Verstimmtsein mehrte sich, als die Fremden ankamen, und Fanny nun auch vor diesen in der einmal ihr zugewiesenen Rolle vortrat. Die Andere wollte nicht laut sagen, daß ihr dies mißfalle, daß sie dies kränke; allein das zurückgedrängte Mißbehagen ließ sie nur um so unfreundlicher erscheinen, und in indirecter Weise schaffte sie sich endlich auch Luft und Gehör.

So wie es sich darum handelte, welche von ihnen die bedeutendere Schriftstellerin sei, war an keine fernere Verständigung zu denken. Jede führte ihre Sache, wie sie sie selbst ansah, und verletzte dabei die Andere durch zu deren Nachtheil ausfallende Vergleiche, sie erhitzen sich, wurden anzüglich, sagten,

was sie nicht sagen wollten, und da es nun einmal gesagt war, nicht sogleich zurücknehmen konnten; kurz es kam zu Wallungen — welchen Beide ja unterthan waren — und somit kam es denn auch zu einem Bruche.

Fanny Tarnow begab sich darauf sogleich auf den Weg nach einem neuen Logis, Helmine versuchte es nicht einmal, sie zurückzuhalten; denn zu tief hatte es sie gekränkt, von der Anderen zu hören, daß sie in ihrer Begabung, wie in ihrem Wissen, unter ihr stehe; so etwas ließ sich nicht verschmerzen und wirklich verschmerzte sie es auch nie.

Sie blickte Fanny Tarnow noch aus dem Fenster nach, bis diese ihrem Auge entschwunden war; es erbitterte sie jetzt nachträglich, diese so rasch entschlossen zu finden, als ob die Trennung von ihr ein ganz kleiner Schritt in ihrem Leben sei. Laut schalt sie ihr nach, daß sie wie ein Knochengeriippe, ein Skelett aussähe; während sie dabei neidisch die schlanke, mehr fliegende als gehende Gestalt im grau seidenen Ueberrocke und grünem Hute dem Badehause zueilen sah.

Helmine wandte, als sie ihrem Auge entschwunden war, ihre eigene, überaus stattliche Person vom Fenster ab, und begab sich in großer Aufregung in

das Zimmer der Freundin. Was sie hier vornahm, vertraute sie Niemand an; kurz aber, sie kehrte im Verlauf einer Viertelstunde mit triumphirender Miene von dort zurück, und ihr leuchtendes Auge sagte, daß sie durch irgend etwas einen Trost, eine innere Genugthuung erfahren habe.

Fanny Tarnow blieb nicht lange aus, bezag sich dann aber nicht zu Helminen in das Wohnzimmer; sondern schritt zum Verpacken ihrer Sachen, für die sie schon einen Träger mitgebracht hatte.

Im Verlaufe einer Stunde verließ sie, und zwar ohne Abschied zu nehmen, das Haus. Den gemeinsamen Freunden theilte nun Jede auf ihre Weise die Ursachen dieses Bruches mit.

Als Fanny einige Tage darauf ihr roth eingebundenes Tagebuch suchte, um ihre Erlebnisse niederzuschreiben, fand sie es nicht. Es konnte beim Ueberfiedeln verlegt sein; dennoch beunruhigte sie der Verlust. Sie pflegte ihre intimsten Beziehungen, ihre innersten Gedanken darin niederzulegen, und dabei auch der Personen ihres Kreises nicht zu schonen, wiewohl sie dann nur die Anfangsbuchstaben von deren Namen gab, ja mitunter sogar, für den Fall, daß ein fremdes Auge ihre Zeilen läse, eine Bezeichnung für sie erfand. Dennoch beunruhigte es sie

unbeschreiblich, diesen treuesten Freund, diesen Spiegel ihrer selbst, in einer fremden Hand zu wissen; am wenigsten aber hätte sie gewünscht, daß Helminen's Auge darin spähe.

Suchend, nachfragend, dann wieder nachsinnend, ob nicht das eigene Gedächtniß irgend einen Fingerzeig biete, vergingen mehrere Tage, ohne daß Fanny Tarnow auf die Spur des vermißten Schazes gerathen wäre. Indessen hatte sich das Gerücht von dem Bruche dieser beiden Inseparables durch den kleinen Ort verbreitet, und diesem war eine Erklärung Helminen's gefolgt: daß, wer sich zu ihren Freunden rechne, es jetzt öffentlich zeigen und mit der Verhafteten keinen ferneren Umgang pflegen müsse.

Dies war eine *déclaration de guerre* in großem Stile. Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Montechi und Capuletti hieß es nun.

Um ihre Partei noch zu verstärken und auf die Feindin einen bösen Schein zu werfen, — ja den allerbösesten, den der Lächerlichkeit — rief sie einen kleinen vertrauten Kreis zusammen und — las ihnen aus einem rothen Buche vor — dem von der Feindin vermißten rothen Tagebuche.

Leicht vermochte Helmine alle Lücken darin zu ergänzen, sie kannte ja die Beziehungen derjenigen,

welche sich ihr einst in ganzem Vertrauen hingegeben, sie vermochte also jedem einzelnen D. oder S. die fehlenden Buchstaben hinzuzufügen.

Schadenfreude ist leider eine Empfindung, welche man freilich nicht unter die edelsten, doch natürlichsten der Menschen rechnen muß; wie wenig man also auch im Geheimen Helminens Betragen billigte, so wohnte man darum nicht minder gern dieser Lectüre bei und lachte auf Unkosten der Verfasserin. Dabei blieb es aber nicht. Jede dieser Auserwählten bedurfte einer Vertrauten, in deren Ohr sie flüstern mußte: König Midas habe Eselsohren. Von Mund zu Munde ging nun diese furchtbare Kunde und Fanny Tarnow blieb nicht die letzte, welcher diese Neuigkeit mitgetheilt ward.

Sie erbehte vor Scham und Unmuth; Scham darüber, daß die leise Stimme ihres Gewissens laut vor einem unberufenen Publicum hingetreten, und was man nur im Beichtstuhle — ein solcher ist auch das Papier — oder seinem Gotte vertraut, leichtfertigem Spotte gedient; — Unmuth aber und Zorn erfüllten ihr Herz bei dem Gedanken, wie unwürdig Helmine ihrer Zuneigung gewesen. Wohl kannte auch sie Wallungen und ein zu rasch gesprochenes Wort; allein eine That — war kein Kind des Au-

genblickes; bevor man das Unwürdige begehrt, zögert der Fuß eine Minute — und es bleibt Zeit, ihn zurückzuziehen. Helmine aber hatte nicht nur ihn nicht zurückziehen wollen, sondern mit gutem Vorbedachte sich eines fremder Eigenthumes bemächtigt, um den schwärzesten Verrath zu üben.

Auch sie klagte nun laut über diese beifpiellose Rücksichtslosigkeit einer Frau, welche noch gestern sich ihre treueste Freundin genannt hatte, und wie natürlich, traten alle Wohlgesinnten auf ihre Seite; ja selbst Sene, welche mit stillem Vergnügen den Mittheilungen aus dem Tagebuche gelauscht, konnten nicht umhin, laut das Betragen derjenigen, welche es veröffentlicht, zu tadeln.

So blieben denn schließlich der unterdrückten Partei dennoch die meisten Anhänger, ja, Helmine hatte den heimlichen Verdruß, mit anzusehen, wie sich von Tag zu Tage die Anzahl ihrer Freunde verkleinerte. Indessen, so lange sie im Besitze des rothen Buches blieb, vermochte sie schadensroh zu lächeln; so mußte denn Fanny Tarnow vor allen Dingen ihres Eigenthumes habhaft zu werden wünschen.

Der Prediger der evangelischen Kirche in Dresden, Monsieur Girardet, ein wohlmeinender Mann, hielt sich in Schandau auf und gehörte zu den Ver-

ehrnern von Fanny Tarnow. Diesen ließ sie nun zu sich entbieten und trug ihm ihr Leid 1. r. Er sollte zu Helminen gehen und die Rückgabe des Buches verlangen. Er ging auch zu Helminen und drang in der That darauf, daß sie es ihm zustelle. Sie konnte einem solchen Manne gegenüber nicht wohl ein Nein aussprechen, sie hatte das Buch hergegeben, bevor sie sich recht klar geworden, ob sie es nicht lieber hätte verweigern sollen; sie bereute schnell, was geschehen war und haßte den Mann, der ihr in dem Grade imponirt, um ihm seinen Willen zu thun. Nie vergab sie ihm, daß er in solcher Weise sie gemißbraucht hatte, wie sie es nannte.

Allein es war geschehen und das große Mittel, ihre Freundin zu kränken, existirte nicht mehr.

Fanny Tarnow fiel eine Last von der Brust, als sie ihr Eigenthum zurückerhielt. Die eben gemachte Erfahrung diente jedoch nicht dazu, Frauenfreundschaft für den Moment wie eine besonders begehrenswerthe Sache erscheinen zu lassen.

Beide flohen sich nun geflissentlich; allein in dem kleinen Orte konnten sie sich, trotz aller Vorsicht, nicht ganz vermeiden, und jedes zufällige Zusammentreffen erhöhte dann die Mißstimmung. Fanny Tarnow besaß die glückliche Gabe, überall schnell

Freunde zu gewinnen, und so war es ihr denn auch hier gelungen, in wenigen Wochen einige recht ausgezeichnete Personen ganz für sich einzunehmen. Außer dem schon genannten Pastor Girardet, dem Maler Schreuel und anderen aus Dresden hier verweilenden Männern, war ihr eine Frau von Zabeltitz sehr gewogen geworden, welche ihr in diesem Conflict mit Helminen, ihre Zimmer, da sie auf dem Punkte stand, abzureisen, zur Verfügung gestellt. Bei ihrem ersten Erwachen in den neuen Räumen wurde sie von einem schönen Dejeuner von Meißner Porzellan, welches diese Dame als Morgengruß für sie gesandt hatte, begrüßt. —

Diese Aufmerksamkeit war ihr in ihrer damaligen Stimmung ein Balsam.

Auch eine Frau von Fink, eine sehr begüterte und schon bejahrte Frau, nahm sich ihrer theilnehmend an. Die Dame wohnte in Dresden, war aber nicht von hier gebürtig — Sachsen sind bekanntlich für Fremde schwer zugänglich — sie hielt sich in Schandau mit ihrer Tochter, Frau von Könnertitz auf, und Beide fanden großes Gefallen an dem Umgange mit der lebhaften und geistvollen Dame. —

Außerdem traf gleichzeitig Hitzig mit seinen Töchtern und — Tante Lotte ein, um sich auch einige

Tage in der Sächsischen Schweiz zu erholen. Mit Bedauern vernahm er das Zermürfniß beider Dichtertinnen, und bewegte mißbilligend sein Haupt über dem Kommen und Gehen solcher Freundschaften; allein er urtheilte milde, daß Beide nicht anders zu handeln vermocht, wie sie nun eben gehandelt hatten, daß für solche Begabung, wie ihnen Gott verliehen, ein Tribut entrichtet werden müsse, daß die Pappel keine Linde sei, und man sie nicht mit dem gewöhnlichen Maße einer bürgerlich verständigen Hausfrau messen dürfe, und ließ sich in seiner wohlwollenden Gesinnung für Fanny Tarnow nicht beirren.

Diese nun fühlte sich durch den Anblick seines ruhigen Familienglückes wiederum auf das schmerzlichste bewegt und sah ihn diesmal mit einem ihr sonst fremd gebliebenen Gefühle von Bitterkeit — nicht gegen ihn, sondern gegen ihr eigenes Geschick, scheiden. Sie grollte — mit ihrer Begabung, sie grollte, daß ihr die Natur Geist verliehen. Sollte sie darum des schönsten Glückes entbehren, geliebt zu sein als Frau, und wiederum liebend zu beglücken, dann — lieber die Einfalt eines Naturkinds, das Gretchen in Göthe's Faust.

„Warum wendet der Freund sich von mir ab,

und zieht die Gesellschaft von Tante Lotte der meinigen vor?" fragte sie verstimmt.

Die richtige Antwort aber — ob sie sie fand? — Ob es ihr einleuchtete, daß der ernste Mann, nach seinem Schaffen und Streben in der Außenwelt, ausruhen wolle in seinem Familienkreise, daß es ihm hier stille und heimlich werden und der Friedensengel mit einer Palme in der Hand ihn willkommen heißen müsse, — daß aber Jemand, der gleichfalls da draußen verkehre, ihm nicht das bieten könne, was er bedürfe.

Sie schrieb, als er sie verlassen, in ihr Tagebuch:

Ich taue heute zu nichts in der Welt, ich kann nicht lesen, nicht schreiben, nicht arbeiten. Eine Stelle aus den Blättern, welche ich jetzt für junge Mädchen schreibe, liegt mir sehr im Sinne: „Fühlst Du, daß die Liebe Dich lau und unfähig macht zum Gebete, daß das Bild des Geliebten der Göze jeder Deiner einsamen Stunden wird; so sei fest überzeugt, daß Deine Liebe das Unglück Deines Lebens gründet.“

Dem Gesetze Gottes ist es nicht entgegen, zu lieben, und Liebe zu suchen; nur Menschenfahrungen sind es, welche hier hemmend ihre Linien ziehen.

Willig würde ich mein Leben in Dresden, mit allen seinen Kunstgenüssen, dem Kreise geistreicher

Menschen, den Huldigungen, die mir dargebracht werden, aufopfern, und in diesem einsamen Thale leben, mit Jemand, dessen Herz mir gehörte, der durch das meinige beglückt sein wollte.

Vielleicht ist es eine Illusion — vielleicht nur ein schöner Traum — vielleicht blüht uns Frauen kein solches Glück auf Erden, wie wir es in unserer Sehnsucht danach hoffen; allein, wo ist die Gewißheit, daß es kein solches giebt und nun die Furcht, es versäumt zu haben?

Gott hat mir wiederum geholfen. Rein will 2 bis 3 Bändchen von mir in Verlag nehmen — schon gedruckte Erzählungen mit etwas Neuem vermischt; das sichert meine Existenz auf die beiden nächsten Jahre, und wie viel ist eine solche Gewißheit werth? — In dem ersten Bändchen sollen erscheinen:

Blätter aus Nataliens Nachlaß.

Eudoxia Feodorowna.

Fürst Olaf und Frau Lotte.

Milorodowitsch.

Erinnerungen aus dem Leben des Schwedischen Grafen von E.

Zweites Bändchen:

Edele Minne.

Dalinde von Einsingen.

Sidoniens Wittwenjahre.

Frau von Fink und die Kömmerig bleiben noch acht Tage. Auch erwarte ich in diesem Monate Julie Egloffstein mit ihrer Tante. Bis jetzt war ich täglich bei Girardets, deren Abreise es nun einsamer machen wird. Allein bleibe ich freilich nicht; denn die Schandauer lieben meinen Umgang und freuen sich, meiner nun mehr habhaft werden zu können.

Ich will nun wieder fleißig arbeiten und einsam spazieren gehen. Das stimmt mich wehmüthig; verleiht mir aber mehr innere Ruhe.

Cotta hat mich auf's Neue aus aller Verlegenheit gezogen. Er behandelt mich mit eben so viel Edelmuth als Großmuth.

Ich bin in diesen Tagen sehr fleißig gewesen und bekomme in der heut angefangenen Woche noch die Erinnerungen aus Franziska's Leben ins Reine

geschrieben, so daß ich die ganze 10 bis 12 Bogen starke Erzählung in Monatsfrist entworfen und vollendet habe.

In meinem Zimmer bin ich, wie immer, wenn ich thätig bin, heiter, — allein seine Nebelwolken hat der Horizont nicht minder. Ein dumpfer Schmerz ist an Hitzig's Namen für mich gebunden und verläßt mich nicht wieder. Die Erinnerungen aus Franziska's Leben schreibe ich mit tausend Thränen nieder; sie sind aus meinem innersten Leben und Empfinden genommen; meine Mutter, Eduard Hitzig und Graf Georg sind die Hauptpersonen.

Wenn ein Weib sich einmal entschlösse, Confessionen zu schreiben, welche ganz neuen Ansichten der Natur würden sich uns dann offenbaren. Ich gelte für eins der geistreichsten Weiber unseres Zeitalters, ich besitze Kenntnisse, Seele, Begeisterung, ich kann denken, fühlen — kann alles Große und Schöne empfinden — kann es der reinsten Idealität nach empfinden, kann glücklich sein im Anschauen der Natur, glücklich sein im Genuße der Kunst — ich bin großsinnig von Gemüth und Charakter — alle kleinlichen Regungen des Neides, des Hasses, sind mir fremd — und das Alles verschwindet vor dem Eindrucke, welchen

der Kuß eines geliebten Mannes auf mich macht — darin liegt Stoff zum Nachdenken und zum Grübeln.

Mich amüfirt das ganz neue Leben, welches ich in diese Schandauer Damen bringe, sie geben mir Kaffeegesellschaften, — Thees — sie senden mir Blumen, Obst; aber man blickt dafür auch tief in ihre Verhältnisse und schaudert, daß das, was man als Verderbniß der höheren Stände ansieht, von dem man den einfachen Bürger kleiner Städte so gern frei glauben möchte, auch hier an der Tagesordnung ist.

Gestern kam Lieber und Doppel. Letzterer behauptete, ich sei hier in Schandau ein Gegenstück zu Apollo unter den Schäfern, nämlich Minerva unter den Gänzen.

Wahr ist es aber, ich muß hier mehr Mühe anwenden, meine Ueberlegenheit zu verbergen, als ich jemals anwenden würde, sie geltend zu machen.

Schlossers aus Frankfurt und Julie Egloffstein sind gekommen. Wir reisen nun gemeinsam ab.

Liebes, liebes Schandau, werde ich Dich wiedersehen? Mit dankbarer Erinnerung scheidet ich von Deinen Thälern, Deinen Felsen, Deinen quelldurch-

rauschten Gründen, Deinen gutmüthigen Bewohnern!

Nein ist mit dem Manuscript zum ersten Bande der Pillen sehr zufrieden. — Das freut mich herzlich! — Alle Welt ist heute zum Bogelschießen nach Koppen, ich trinke beim Prediger den Thee.

Der Tag ist herrlich — in Duft und Schimmer glüht alles zum Abschiede noch einmal. Ahnungen ziehen durch meine Brust, Ahnungen der Zukunft. Was wird, was kann mir Dresden bringen? — Zerstreuungen, Genüsse, Erfolge? — Ist das aber Glück — jenes Glück, wie es ein Frauenherz bedarf, sucht, ewig sucht, und wenn nicht gefunden, ewig vermißt! Ach!

Es sollte Jeder weit mehr, wie man es thut, danach trachten, den Ring zu finden, der die geheimnißvolle Kraft besitzt, vor Gott und Menschen anzu- nehmen zu machen.

Das Winterleben in Dresden im Jahre 1820.

Fanny Tarnow.

Fanny Tarnow hatte bei ihrem ersten Aufenthalte in Dresden, welcher freilich kaum zwei Wochen dauerte, im flüchtigen Vorübergehen, durch die Vermittelung von Helmine von Chezy, viele der in dem Dichterkreise bekanntesten Persönlichkeiten kennen gelernt; diesen nun suchte sie bei ihrer Rückkehr näher zu treten. In jeder Weise ausgezeichnet und ihrer Achtung werth, nennt sie hier vor Allen Fräulein Therese aus dem Winkell, die Tochter eines sächsischen Offiziers aus altem Hause, welche, ohne eigentlich Dichterin zu sein, ihrer seltenen Talente wegen, in

der Liedertafel einen Platz gefunden hatte. „Wie gern möchte ich ihr befreundet werden“, sagt Fanny Tarnow, „allein sie ist zu sehr beschäftigt.“

Es war in der That ein ernstes, schönes Leben, dem Therese aus dem Winkell sich gewidmet. Nach allen Seiten hin suchte sie Erweiterung ihrer geistigen Kräfte und Einsicht; war als Malerin ausgezeichnet, nahm als Harfenspielerin einen hervorragenden Platz ein, redete dabei alle lebenden Sprachen; kurz, zeichnete sich in jeder Weise aus. Sie wohnte bei ihrer Mutter, in einem der Häuschen des sogenannten Stalienischen Dörfchens, und empfing in den uns jetzt so klein scheinenden Räumen alle ausgezeichneten Personen, welche nach Dresden kamen. Sie widmete dem geselligen Verkehre die Stunden, welche sie zur Erholung von ernster Arbeit bedurfte; allein Zerstreuungen waren nie der Zweck ihres Lebens, die Zeit war für sie Geld, mit dem sie nicht leichtsinnig um sich warf.

Mit Helminen hatte sie sich entzweit; um so leichter hätte Fanny Tarnow sich ihr anschließen können, wenn Jene sie dazu ermutigt; allein das Verhältniß blieb auf dem Fuße der Bekanntschaft.

Die Kunstausstellung, die Gemäldegallerie, die herrliche Musik, das Theater boten der noch nicht

Bewöhnten die größten Genüsse. Mit Julie Egloffstein, welche sie vorfand, besuchte sie diese Stätten, und genoß alles doppelt mit dieser so ausgezeichneten Dame. Frauenfreundschaft war ihr zu sehr Bedürfniß, um trotz der gemachten üblen Erfahrung sich nicht schnell aufs Neue anzuschließen. Die Gräfin Egloffstein kam von Weimar, lebte am dortigen Hofe, war mit Göthe bekannt, wie viel Interessantes gab es da mitzutheilen! Sein Festspiel, die Nacht, war für sie geschrieben, sie las es vor, wie er es gelesen.

Böttcher hielt Vorlesungen über die Spiele der Dichterinnen, diese wurden von ihnen besucht. Dieß gab Abende, und die Gräfin Finkenstein, welche an der Spitze seines Hauses stand, forderte Fanny Tarnow auf, sich einzufinden.

Man besuchte die Antiken bei Fackelschein; dort traf sie mit Blumenbachs aus Göttingen zusammen, am Tage darauf lernte sie Elise von der Recke und Tiedge kennen; dann kam eine Einladung von Frau von Quandt, wo sie wiederum dem Grafen und der Gräfin Marschall, Friedrich Kuhn und vielen ausgezeichneten Personen begegnete; denn Dieß las die Mitschuldigen von Göthe vor. Sie taumelte förmlich von Genuß zu Genuß, eine Bekanntschaft jagte die andere, wie eine Gesellschaft die andere;

überall war sie, jeder wollte sie kennen lernen, die Aufregung ließ nicht nach, die stillen Stunden wurden immer seltener, und dabei — stand die Sorge für die eigene Existenz so nahe vor der Thür.

„So viel sehe ich zu meiner Beruhigung“, schrieb sie in ihr Tagebuch, „daß ich, wenn Gott mir Gesundheit läßt, ohne Nahrungsorgen werde leben können. Ich glaube, daß 80 Louisd'or jährlich mir genügen und da ich auf 40 Louisd'or, so lange Gotta lebt, wie stehend rechnen darf, so kann mir das Uebrige nicht fehlen. Ich richte mich nun nach und nach ein. — Ein Bett, ein Secretair, ein hübsches Theeservice mit Theebrett, Brodkorb, 6 Theelöffel, 2 Eßlöffel, Gläser und das nöthige Porzellan besitze ich schon. Ich habe mir selbst zur Wirthschaft wöchentlich 1 Louisd'or ausgesetzt — davon muß auch Postgeld, Vergnügen, kurz alles bestritten werden, außer Miethe, Holz, Mädchenlohn und Kleidung; — dazu nehme ich die 28 Louisd'or, welche mir nach Abzug dieser 52 noch übrig bleiben. — Die Miethe 13 Louisd'or, das Mädchen 6 — behalte ich 9 Louisd'or für mich zur Kleidung. Von dem Louisd'or Wochengeld suche ich nun so viel zu ersparen, daß ich mir jede Woche eine Kleinigkeit in der Wirthschaft, oder irgend etwas auf Vorrath einkaufen kann;

vorige Woche habe ich ein Concert-Billet, eine kleine Theegesellschaft und ein halbes Duzend zierlicher Gläserchen mit Flasche erübrigt. Das macht mir viel Freude. Allein von den 9 Louisd'or zu meiner Kleidung werde ich auch noch 4 zu Holz abgeben müssen, — und mit 5 Louisd'or reiche ich nicht aus.

Ich habe jetzt Schulden. Hitzig bekommt 90 Thaler und Susette 10 Louisd'or. Dagegen habe ich ausstehen bei Gebauer 11 $\frac{1}{2}$ Louisd'or, bei Loh 7 $\frac{1}{2}$ Louisd'or, bei Böschler 10 Louisd'or und von Rein erhalte ich zur Weihnacht wieder 10 Louisd'or. Ich selbst bedarf noch bis Neujahr 10 Louisd'or. Schulden 27 Louisd'or — bleiben also noch Ueberschuß 2 Louisd'or.

Für künftiges Jahr habe ich sicher 40 Louisd'or von Gotta und von Rein 52 Louisd'or, also 92 Louisd'or. Die Umstände sind also nicht schlecht. Freilich muß ich Gotta noch in diesem Jahre für schon empfangenes Geld eine Erzählung und einige Correspondenz-Nachrichten senden, für Rein noch 2 Erzählungen forrigiren, von Sidonien's Wittwenjahren noch den Anfang überarbeiten — allein damit werde ich noch vor Neujahr fertig, und wenn Rein Sidonien's Wittwenjahre nimmt, so muß er Michaelis noch einen dritten Theil der Lilien liefern, der mir

dann noch 40 Louisd'or einbringt und höchstens zwei Monate Arbeit kostet. —

Ich komme mir erschöpft vor; — man erlebt ja nichts mehr, was kann man also darstellen? In den Blättern aus Franziska's Leben klingt noch mancher eigene Herzensschlag wieder. — Ich bin neugierig, wie sie gefallen werden. Ich bin jetzt als Schriftstellerin sehr geachtet und beliebt; das freut mich, obwohl es mir wie ein geliebtes Gut erscheint. Für die Zukunft bereitet sich manches. Ich lasse Gott walten.

Mir hat von meiner lieben seligen Mutter geträumt — zum ersten Male nach ihrem Tode — ich wachte darüber auf vor Liebe, Freude und Schmerz.

Gestern war ein himmlisch schöner Tag. Ich war früh auf der Gallerie mit Schreuel und dessen Frau und Nachmittags im Großen Garten. So bunt und vielfarbig sah ich den Herbst noch nie.

Den 3. Oktober.

Vorgestern war ich zu Mittag bei der Gräfin Egloffstein; Nachmittags mit dieser auf der Terrasse, Abends bei Tieck, wo es recht angenehm war und nur wenige Menschen, so daß man dazu kam, mit Tieck zu sprechen und ihn sprechen zu hören. Gestern

hatte ich Gesellschaft — Theresie aus dem Winkel —
Zulchen Merkusen, Schreuel mit Frau, und Girardets.
Es war recht niedlich.

Den 6. Oktober.

Malzburg war am Morgen zum Besuche bei mir.
— Vorgestern war ich im Othello von Rossini — sehr
glänzend und effectreich. Gestern Zulchen Merkusen
hier, dann Requien für den lezt verstorbenen Kur-
fürsten von Sachsen, eine herrliche Musik von Hasse.
Zum ersten Male sah ich ein solches Todtenfest, —
die schwarz behangene Kirche — den Sarg — die
vielen Lichter. — Mir war, als sei in diesem Sarge
alle Jugendliebe, alle Freude, alle Schönheit ver-
senkt. Nachher ein Spaziergang auf die Terrasse.
Abends bei Girardets. Dazu schöne Bücher, kaltes,
aber sonnenhelles Herbstwetter. Es ist viel Gutes
und Erfreuliches in dem Allen.

Den 7. Oktober.

Frau von Egloffstein holte mich zum Spazier-
gange ab. Ich machte die Bekanntschaft von Graf
Egloffstein, der mich mit Schmeicheleien überschüttete.
Wir blieben Abends zusammen.

Den 8. Oktober.

Heute sahen wir Theresen's Copie von Davids großem Gemälde Brutus. Graf Egloffstein besuchte mich, küßte mir die Hand und erkundigte sich sehr theilnehmend nach meiner Lage, meinem Umgange, meinen Wünschen für die Zukunft.

Den 13. Oktober.

Conzert im Hôtel de Pologne, wo Fürstenau wunderschön spielte; — ich traf hier die Gräfin Hopfgarten, zu gegenseitiger Freude; trank dann Thee bei Egloffsteins. — Wir haben das Bild von Houwald gelesen. Es ist sehr schön — nicht fehlerlos — aber voll Seele und Poesie. Wie grell verzerrt erscheinen die Müllner'schen Stücke, wenn man sie mit einem solchen Werke vergleicht.

Heute war ein unruhiger Tag. Vormittags im Kupferstichcabinet, zu Mittag bei Frau von Quandt und Abends im Theater, wo Van Dyk gegeben wurde.

Wenn man nur keine Nahrungsforgen hätte! — Gestern habe ich Rein die übrigen Manuscripte für die Lilien gesandt.

Gestern ging es bunt her. Bei Frau von Quandt traf ich Graf Kalkreuth*), Malzburg, Wolf, Theodor Hell, Kuhn, Förster, Breier, Lief, die Gräfin Finkenstein. — Ich muß sie alle ein wenig skizziren.

Kalkreuth groß, schlank — nur 4 einzeln stehende Vorderzähne, wo andere Menschenkinder 8 haben; unklar im Reden — unstät in der Bewegung, mit einer pipigen krächzenden Stimme.

Malzburg**) wohlbeleibt, adligen Anstandes; bleich, mit festgeschlossenen Lippen, angenehmem Lächeln; aber etwas Verzagtes im Wesen — selbstgefällig, eitel, aber keinen Dichterblick, keine Begeisterung.

Wolf***), ein geistreiches Gesicht, dunkle Augen, Anstand, herrlicher Sprachton, und jenen kränklichen Ausdruck, den verlebte Männer und Schwärmer oft gemeinschaftlich haben.

Theodor Hell†): garstig, bleichgelb, unedle Züge, aber nicht widerlich — selbstgefällig laut; —

*) Onkel des ausgezeichneten Landschaftsmalers in Weimar

**) Kurhessischer Geschäftsträger am sächsischen Hofe
† 1825.

***) Novellist, bekannt durch den historischen Roman: „Mirabeau und Sophie.“

†) Hofrath Winkler. † 1856.

unverkennbar ankündigend, daß ihm die Dichtkunst keine Muse, sondern eine milchende Kuh ist.

Friedrich Kind*) — ein gutes Gesicht, hausväterlich, gescheut; aber mit der Dichtkunst und ihm ist es Maitressenwirthschaft.

Förster**) — geistreich, hell, liebend; der Mann hat mir sehr gefallen.

Breier: fein, schön geröthet, himmelblaue Augen, gebildet, Wißjäger nach Berliner Art und Weise, — denn der Berliner Wiß hat so gut, wie der Judenwiß, sein ganz eigenthümliches Gepräge.

Lieck: wunderschön, hochgeistig, herrliche Augen, die reinsten Züge — scharf absprechend, gereist im Urtheil — jedes Wort ein Pfeil, jedes Urtheil eine Wunde für den, welchen es trifft.

Fanny Tarnow: verblüht, mit Spuren, daß sie ehemals hübsch war — lebendig theilnehmend an allem, was in diesem Kreise gesprochen wurde — sittig mehr zuhörend als selber sprechend — ach! eine Matrone an Erfahrung und an Herzenswärme noch immer so jugendlich!

*) Verfasser des Textes zum Freischütz.

**) † 1841. Seine Gedichte sind von Lieck herausgegeben und zeigen mehr Gemüthlichkeit als poetische Begeisterung.

Gräfin Finkenstein: — zart, edel, anmuthig von Gestalt, Blick, Ton, Rede.

Frau von Quandt: — Weltbame, strebt danach, ein glänzendes Haus zu machen, einen Kreis um sich zu bilden. Sie ist sehr reich und braucht ihren Reichthum mit Geschmack. Erst kommen in ihrer Werthschätzung die vornehmen Leute und dann die geistberühmten.

Tieck ist sehr lieb und freundlich mit mir. Er führte mich zu Tische, hat mir nach Tische die Hand geküßt und darauf kann man sich immer ein wenig zu gut thun.

In Van Dyk's Landleben spielte die Schirmer meisterhaft; sie war so hold, so anmuthsvoll, so reine Natur — eine unübertreffliche Schauspielerin! — Das Stück hat mir im Lesen mißfallen; aber gestern in der Aufführung war ich entzückt davon.

Von Büschler sind 2 Briefe da, er will Sidonie verlegen, aber erst zur Michaelismesse. Unter 80 Louisd'or gebe ich sie nicht weg; zahlt er die, so bin ich 1822 geborgen und kann während des Sommers Olga schreiben.

Sonnabend waren Frau von Quandt, Tieck und die

Egloffstein bei mir zum Thee; ein sehr gehaltvoller Abend. Es ist nirgends so gemüthlich, als bei mir.

Gestern Morgen hat Julie Egloffstein mich gezeichnet. Abends bei Tieck war Graf Löben, Wilhelm Schüs, Egloffsteins, die Gräfin *) u., und er las uns von Goldoni den glücklichen Zufall und den geschwägigen Barbier vor. Sein Talent ist doch un-nachahmlich.

Heut bei Schreuel, um Grosse's Gemälde zu sehen, Abends Gesellschaft bei mir. Von neuen Bekanntschaften nenne ich Nina d'Albigné Engelmann, die ich aber nicht mag; denn sie ist scharf und ab-sprechend. Morgens kam Graf Kalkreuth, um mich zum Abend einzuladen, wo Tieck die lustigen Weiber von Windsor vorlesen will.

Heute Morgen Besuch von Herrn und Frau von Mangold, der Hofrätthin Sengniß und Gehe**) — heute Abend Fräulein Polenz, die Haffe, Dorothea

*) Eine Schwester von Wilhelm August Schlegel.

**) Verfasser des Textes zu der Oper Jessonda. Starb jung.

und Agnes Tieck bei mir zum Thee. — In der nächsten Woche malt mich die Gasse.

Heute bei Graf Kalkreuth las Tieck Richard II.

So leicht wüßte ich mir kein angenehmeres Leben zu denken, wie mein jetziges, — umgeben von gebildeten Menschen, von ihnen werth gehalten, im Besitze ihrer Achtung; durch meine Verhältnisse gezwungen, meine Lieblingsbeschäftigung, lesen und schreiben, zu meinem Berufe zu machen; für den Augenblick, ja für das nächste halbe Jahr ohne drückende Nahrungssorgen — und doch ach! nicht glücklich! Denn die besten Anlagen meiner Natur bleiben ungeübt, ja unentwickelt, kommen Niemandem zu gut. — Ich bin allein! —

Wir werden Hallberg's Lustspiel: „Der betrogene Freier“ aufführen. Ich freue mich auf das Zusammenspiel mit Tieck.

Am Donnerstag bei Graf Kalkreuth wurde das Stück gelesen und die Rollen kamen zur Vertheilung. Es war sehr angenehm. Ich erhielt die Rolle, welche ich mir wünschte, nämlich die Kammerjungfer Porilla. Heute

befuchte ich Frau von der Recke, dann kam Böttiger zu mir — Nachmittags Graf Kleist, die Gräfin Schlaberndorf und Thekla; Abends war bei Therese aus dem Winkel Concert.

Morgen bei Graf Kalkreuth; Montag mit Graf Kleist in der Stalienischen Oper, — Dienstag bei der Gräfin Schlaberndorf, — Mittwoch Stalienische Oper, wo die Borgandio singt, — Donnerstag nach Friedstein. —

So geht das Leben hin. Es ist das Rechte nicht; aber ich kann es nicht anders gestalten, und es ist auch hübsch, so wie es ist. Alles hat seine bestimmte Form — freundlich, höflich, ehrerbietig — aber man kommt sich nicht näher. In sich darf man auch nicht zu viel blicken — besser, man gleitet darüber weg. —

Meine liebe, meine unvergeßliche Mutter! Ach! Wie ich Dich geliebt habe und Du mich. — Das nur war Liebe!

Und dieser Sommer in Schandau, diese einsamen Stunden, fern von den Menschen, mit Gott und der Natur allein, wo ich so viel weinen, so viel träumen konnte.

Hier ist alles anders — hier bin ich nur die Schriftstellerin!

Ich habe wieder eine Erzählung geschrieben, grade nicht schlecht, aber die Ausführung ist hinter der Idee zurück geblieben. Es ist eine Erinnerung an den jungen Moskowiter, der sich in Petersburg in meine Debora verliebte; — dazu mein Widerwille gegen die ästhetische Verbildung der Frauen. Ich habe darin harte, aber wahre Worte gesprochen.

Besuche, interessante Lectüre, Arbeit; alles gut und angenehm in diesen Tagen, welche Rechenchaft soll man aber einst Gott von solchem Leben ablegen? Welche Pflicht habe ich zu üben? — Was hat mein Herz zu leisten?

Gestern ermüdete mich die Vorlesung bei Tieck. Meine Gesundheit ist nicht, wie sie diesen Sommer war, die vielen Zerstreungen reiben mich auf. Für den Umgang mit zwei bis drei mir wahrhaft lieben Menschen gäbe ich alle diese Geselligkeit freudig hin. Nie kommt es in diesen Zusammenkünften zu einem ordentlichen Gespräche, der dümmste Mensch kann in

ihnen dieselbe Rolle spielen, wie einer von Geist und Kenntnissen.

Ich habe wieder eine Erzählung vollendet: „Das Ideal.“ Nun will ich diesen Monat Briefe schreiben und die Erzählung der Gräfin Egloffstein überarbeiten. Dann will ich meine Olga beginnen, auf die ich mich sehr freue, und welche ich diesen Winter zu vollenden hoffe. Bei dem Ideal habe ich mich nicht als Verfasserin genannt, um zu sehen, ob es auch so beachtet wird.

Ich schmachte nach Ernst, nach etwas Tieferem, wie es mein jetziges Leben mir bietet, — eine Freundin, eine Vertraute, eine innige Seele wünsche ich. Therese kann sich mir nicht widmen, und alle Andern sind zu leicht.

Heute bin ich geboren. Letzter Abend des scheidenden Lebensjahres, wie bedeutungsschwer sinkst du mir hinab.

Ich war den ganzen Tag wehmüthig gestimmt. Ich habe Sorgen, weil Niemand bezahlt, und keine Freunde, welche diese Sorgen verstehen.

So viel Menschen um mich, ein so großer Kreis von Bekannten, so viele Freundlichkeit, und doch in der Tiefe meiner Seele das Gefühl dieser gränzen-

losen Einsamkeit! Wie rauh, wie hart, wie höhrend hat das Schicksal meine Wünsche an das Glück zurückgewiesen! Arme Fanny! Fange nie an zu rechnen, wie viele Wunden Dir das Leben geschlagen hat, damit du selbst nicht erschreckst vor Deinem eigenen Loofe.

Gestern an meinem Geburtstage war ich Abends bei Frau von Unruh, sie und die Gräfin Dohna gefallen mir sehr.

Heute bin ich zu Mittag bei der Fürstin Sarczewska eingeladen. — Die Gesellschaft vornehmer Polen und Polinnen ist eine Huldigung der Dankbarkeit für meine Stephanja Pedrowska, die ihnen in die Hände gefallen ist, und in der sie sich und ihr Vaterland verherrlicht finden. Zum ersten Male in meinem Leben trete ich heute mit Zagen in einen glänzenden Kreis; denn wie wenig wird man mich dem Bilde entsprechend finden, das man sich von mir entworfen hat! Dazu kommt noch, daß die französische Sprache, so geläufig sie mir auch ist, doch immer ein fremdartiges Kleid für mich bleibt.

In dieser Woche soll ich auch in den Piederkreis eingeführt werden.

Es geht mir jetzt so gut, daß eigentlich nur der eine Wunsch in meiner Seele zurückbleibt, eine bestimmte jährliche Einnahme von 200 Thalern zu haben. Vielleicht verhilft Gott mir auch dazu noch.

Vorigen Freitag habe ich im Niederkreise meine Eudoria vorgelesen. Ich war, als ich mich niedersetzte, so furchtsam, daß ich das Blatt nicht in der zitternden Hand zu halten vermochte. Allmählig wurde meine Stimme jedoch sicher, ich las gut und erhielt ausgezeichneten Beifall. Dieser Beifall aber, der einer schriftstellerischen Arbeit zu Theil wird, erhöht in meinen Augen meinen Werth nicht; im Gegentheil kommt dabei ein Bangen über mich, denn ich fürchte, daß die eigentliche Periode meines Schaffens schon vorüber ist. — Meine letzte Erzählung, das Ideal, gehört freilich noch unter die besseren, doch nur in der psychologischen Entwicklung der Charaktere, in der überhaupt mein ganzes Verdienst besteht, nicht in Neuheit und Reichthum der Erfindung; denn das ist meine schwache Seite.

Ich bin jetzt gesund und ohne körperliche Schmerzen; was das sagen will, kann nur der würdigen, welcher, wie ich, Jahre lang unter dem Drucke des

Hinſchmactens, des Wiederaufzuckens zum Leben zu kämpfen gehabt hat — ich bin unabhängig, kann arbeiten, kann bei Fleiß und Gottes Segen eben und billige Wünſche befriedigen, meine Verhältniſſe hier ſind angenehm — ich bin geliebt, geachtet; ſollte ich da mein Geſchick nicht preiſen?

Viel Schönes ſehe und genieße ich hier faſt täglich. Wir haben ſehr freundliche Märztage gehabt, und der erwachende Frühling lockt in das Freie. Im Liederkreiſe bin ich jezt ſtehendes Mitglied und habe bei meinem zweiten Vorleſen den gleichen Beifall geerntet. Vorzüglich ſind die Frauen mir hold. Die edle vortreffliche Frau von der Necke, Frau von Unruh, die Gräfin Dohna ſind mir im Umgange höchſt angenehm. Nur iſt das geſellige Leben mir zuweilen zu luſtig, es ſind der Einladungen zu viel; das ſtört.

Charlotte von Ahlefeld iſt jezt hier, bei ihr hat mich die Chezy auf das Gräulichſte verläumdert, ſo hat ſie mir denn keinen Beſuch gemacht. Ich traf ſie bei Hofrath Böttiger in einem großen Saale und küßte ſie herzlich; ſie aber wich mir verlegen aus. Abends war ich in einer großen Geſellſchaft bei der lieben Gräfin Dohna. Heut eſſe ich zu Mittag bei

Frau von Unruh. Abends wird bei Kalkreuth das Leben ein Trauerstück von Calderon mit vertheilten Rollen vorgelesen. So geht es alle Tage fort. —

Gestern habe ich die Probebogen meiner deutschen Bearbeitung der *Revue* an Kummer geschickt, übernimmt er den Verlag, so kann ich künftiges Jahr sorgenlos leben und habe wieder Zeit zur ruhigen Arbeit vor mir. Nun habe ich noch für diesen Monat zwei Recensionen zu schreiben von demselben Werke für drei Zeitschriften, dann viele Briefe und schließlich muß ich an das Morgenblatt denken. Ich habe drei Ideen zu kleinen Erzählungen, erstens: die Liebe der Frau von Staël zu dem Chevalier K., die sich in der Bastille entspann und Beiden die Gefangenschaft so verschönerte, daß sie die glücklichste Zeit ihres Lebens blieb. Dann einige Züge aus der Chronik von Pirna. Drittens: das Tagebuch einer Mutter, welche die Empfindungen der Liebe ihrer Tochter bis zur Verlobung schildert. Das letztere kann recht interessant werden; denn ich habe vieles davon erlebt und selbst empfunden, und solche Schilderungen gelingen mir am besten.

Ich habe mir jetzt ein eigenes Bett gekauft, wodurch ich jährlich 12 Thaler Miethe spare.

Ich habe den Mai bei meiner theuren Caroline Zabeltis auf Eichow zugebracht; — friedlich, ruhig, arbeitsam — im glücklichen Erkennen dieser wahrhaft schönen Seele. Man hat mich in der Lausitz mit viel Aufmerksamkeit aufgenommen, hier aber, nach meiner Rückkehr, fühle ich mich zerrissen. Das ist alles recht schön; aber — ich habe kein Geld und werde auch vor dem Schluß der Messe nichts erhalten. So muß denn manches unterbleiben, was ich sonst gern thäte.

XII.

Sehnsucht nach einem Beruf.

Wer keine Pflichten zu erfüllen hat,
dem fehlt das Salz des Lebens.

Fanny Tarnow.

Das vorgehende Capitel giebt uns eine Uebersicht des Lebens in Dresden vom Winter 1820—21, und das bunte Bild, welches diese Aufzeichnungen vor uns aufrollen, ladet, wenn wir es mit der Gegenwart vergleichen, zu manchen Betrachtungen ein. Vorerst setzt uns das lebendige Interesse aller Stände für die neuen Erscheinungen in Kunst und Literatur in Erstaunen; nächst diesem die unbefangene Mischung der Aristokratie der Geburt mit der des Talentes. Man suchte sich, weil man das Bedürfniß des Austausches fühlte, wodurch allein ein geselliger Kreis belebt wird. Wer ein Haus machte, sorgte vor allen Dingen für

eine Unterhaltung durch geistreiche Personen, die Bewirthung war Nebensache. Eine Tasse Thee, Butterbrod und Zwieback reichte für die kleinen Abende hin. —

Wie anders ist das jetzt geworden, wo man mit schweren Fleischspeisen, klappernden Tellern, der unruhig trippelnden Wirthin, dem störenden Zwischengehen der Bedienung, zu keiner rechten Stimmung kommt; wie anders aber im Besonderen durch die Trennung der Stände. Die hohe Aristokratie sucht nicht mehr das Talent in ihre Kreise zu ziehen, und darum sind diese Kreise nicht länger ausgezeichnet. Das heilige Feuer fehlt. Wo man sonst von Kunst und Wissenschaften redete, kommt jetzt die Leidensgeschichte der Nachbarn daran, und der Ton, welcher damit in die Gesellschaft einzieht, ist dem gewöhnlichen Wiederkäuen des täglichen Lebens zu nahe verwandt, um ihn nicht zu beklagen. Es ist die niedrigste Stufe des Culturlebens.

Aber auch in die Kreise der Dichter und Künstler ist unter sich ein anderer Geist eingezogen, nicht mehr lassen sie die warme Theilnahme an ihrem gegenseitigen Schaffen walten, jeder für sich, heißt es, und nur das Schicksal für Alle. Hauptsächlich mag daran die Schuld liegen, daß der zunehmende Luxus ihren

Erwerb zu einem gar geringen macht, und sie, die eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnehmen sollten, mit ihrer äußeren Lage im Schatten stehen. Die Bedürfnisse haben sich gemehrt, die Honorare sind nicht gewachsen.

Mit welchen Mitteln Fanny Tarnow in den besten Kreisen Dresdens lebte, sehen wir von ihr aufgezeichnet. Jeden Sonnabendabend empfing sie in der von uns bemerkten einfachen Weise. Was sie im Laufe des Jahres für ihre Toilette verausgabte, würde jetzt kaum hinreichend sein, um ein anständiges Gesellschaftskleid dafür zu kaufen.

Man suchte sie, weil man sich an ihrer warmen Freude an allem Großen, Schönen und Guten erquickte. Die Zahl der Schriftstellerinnen war damals noch nicht, wie heute, Legion; es lag ein Reiz in dem Umgange solcher begabten Frauen auch für begabte Männer. Sie suchten sie nicht nur, sie protegirten sie auch gern.

Die Nebenbuhlerin Helmine von Chezy hatte sich im Calberlaschen Hause eingerichtet, wo auch sie empfing; doch mit noch weniger Unkosten. Sie hatte die Erzählung geschrieben: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spannt“, welche großes Aufsehen erregte. Der Erfolg, welchen die Oper „der Freischütz“ fand, gab

ihr jetzt die Idee ein, auch einen Text zu schreiben und sie schloß sich zu diesem Endzwecke an Carl Maria von Weber an.

Auch Fanny Tarnow hatte die Bekanntschaft des hochberühmten Tondichters gemacht, doch ohne Pläne daran zu knüpfen. Sie kannte die Grenzen ihres Talentes zu genau, um sich auf Gebiete zu wagen, wo sie damit scheitern mußte.

Unter die angenehmen Erlebnisse dieses Jahres zählte sie noch das Zusammentreffen mit Nothlig, Jean Paul und Louise Brachmann, die unglückliche Dichterin, welche bald darauf in so trauriger Weise ihrem Leben ein Ende machte.

Sonst glich ihr Sommerleben dieses Jahres so ziemlich dem des vorherigen, bunt durcheinander kamen und gingen alte und neue Bekannte, die Felsen, die Bergströme, Himmel, Wald und Erde, erfreuten abwechselnd ihr Auge; allein das Herz setzte keine neuen Blüthen an.* Wohl kamen noch Träume, wohl wurde ihr Auge durch Jugend und Schönheit bestochen, mit momentanem Reize angezogen; allein wie ein Erwachsener ein buntes Spielzeug erfährt, und mit dem halbwehmüthigen Blicke es gleich darauf fallen läßt, das sei nicht mehr für ihn! sich sagend.

Eine große Freude ward ihr dadurch, auf den

Weinbergen vor Dresden ihre lieben Freunde aus Petersburg, die Familien Schwarz und Pilgrimm, angesiedelt zu finden. Man scheidet nicht gern von Erlebnissen, welche zu einem bedeutenden Wendepunkte unserer inneren Entwicklung gedient haben. Fanny Tarnow fand einen Genuß darin, sich zu wiederholen, was sie in jener Zeit empfunden, gedacht, erlebt, und diese Freunde begleiteten sie gern auf solchem Wege in eine nicht allzuferne Vergangenheit, welche auch für sie ein Glanzpunkt gewesen.

Sie hatte nun erreicht, was sie durch ihr Talent erreichen konnte, Anerkennung unter den Menschen und eine Stellung in der Gesellschaft; allein wenn ihre Eitelkeit sich auch dadurch befriedigt fühlte, wenn es zu Zeiten sie auch berauschte, ihrer selbst willen geehrt und ausgezeichnet zu sein; so kamen die stillen Stunden, in denen ihr Herz von diesem Wehrauch nichts wissen wollte und in seiner innersten Tiefe den harten Spruch that: daß liebearm sie dennoch sei.

Die Welt ist nicht der Ort, wo man sein Glück suchen soll, der stille Frieden des Gemüthes wohnt nicht in dem hohlen Glanze des Salonlebens. Wer einer Coterie angehört, sagt D'Israeli so richtig, brauche nur auf ein Jahr aus dem Kreise zu schei-

den, um zu erfahren, daß man seine Stelle ersetzt habe. —

Fanny Tarnow gab mit ihrem warmen Herzen und immer regem Wohlwollen den Anderen so viel, daß sie es nicht vermißte, wenn man ihr nur mit Rechenpfennigen zurückzahlte; denn sie nahm auch diese für lauterer Gold. Sie glaubte gern, daß man sie liebe, und jedes freundliche Wort bestach sie leicht. Sie war unterhaltend in der Gesellschaft, weil es sie freute, wenn Andere dadurch erheitert wurden; ihr Zweck war stets, nicht nur selbst froh zu sein, sondern Andere durch ihr Zuthun froh zu stimmen.

Sie spielte jetzt mit dem bunten Flitter des Lebens, und prüfte nicht, wie stark sein Gehalt. Sie konnte an ihrer äußeren Lage nichts zu tadeln finden, wie durfte sie also dem Schicksale Vorwürfe machen? Was ließ sich überhaupt an ihren Verhältnissen jetzt noch ändern? Was konnte sie für sich noch hoffen? Das Leben war ausgespielt, die Würfel waren gefallen; ein neues Sezen auf eine große Nummer blieb ihr nicht länger gestattet. Nur eine Verminderung ihrer Sorgen, eine gesicherte Existenz war sie zu begehren berechtigt.

Womit füllen alle Damen der Gesellschaft ihr Leben aus, als mit dem Suchen nach Zeitvertreib,

dem Haschen nach Zerstreung? — Auch sie sollte jetzt in diesen Wogen auf und ab mitschwimmen, und daß sie es nicht mit innerer Befriedigung konnte, dankte sie dem Kern ihres Wesens und jener Idealität, die einen höheren Maßstab an sich selbst legt.

Dazu hatte sie das ominöse vierzigste Jahr überschritten und stand immer noch vis-à-vis de rien. Eine Existenz, welche auf die Spitze der Feder gestellt ist, gleicht in ihrer Haltbarkeit einer Seifenblase; ein Hauch und sie ist zerstört.

Außer dieser Sorge vor der Zukunft, welche theilweise in der Abnahme der Körperkräfte beruhte, ängstigte sie nun auch noch eine Unlust zum Schreiben; sie glaubte, weil das Leben nicht mehr mit gleichem Reize auf sie wirkte, die Eindrücke mehr abglitten, als hafteten, so würde ihr Talent in gleichem Maße Ebbe leiden. Wem durfte sie diese Befürchtungen mittheilen?

Sie hatte im Laufe dieses Jahres hundert Thaler erspart — wie wenig war dies für ihre Zukunft? Zu ihrer unbeschreiblichen Freude und Ueberraschung theilte Elise von der Recke ihr nun an ihrem Geburtstag mit, daß eine Dame Lorenz ihr einen Jahrgehalt von 200 Thalern auszusetzen wünsche. — Schließlich stellte sich jedoch heraus, daß es nur auf

ein Jahr abgesehen gewesen sei, und gegen dies Mißverständnis ließ sich nichts einwenden.

So stand denn die Sorge nach wie vor an ihrer Thür, die ihr zu Theil werdenden Auszeichnungen in geselligen Kreisen konnten den Ernst des Lebens nicht länger zurückdrängen — man gewöhnt sich ja an alles, so auch an den Vorzug, bei allen Kaffe- und Theetischen seinen Platz zu haben, — und müde lehnte sie ihr Haupt in die Hand, wenn es neue Pläne zum Erwerben galt. Am Schlusse des Jahres schrieb sie in ihr Tagebuch:

Meine Seele ist lau und matt. Der viele Menschenbeifall wiegt mich so betäubend ein — keine rechte Kraft der Liebe und der Begeisterung, kein Aufschwung, keine Andacht bleibt. — Die liebste Erinnerung dieses Jahres ist mir das inniger sich gestaltende Verhältniß zu der edlen vortrefflichen Elise von der Recke und zu ihrem Freunde Tiedge, dem Sänger der Urania. Beide lieben mich, beide vertrauen mir. Für diese Beiden könnte ich viel thun. Elise ist mir eine Heilige. Dies noch tief und wahr und warm empfinden zu können, ist ein Geschenk des Himmels.

Sie hatte im September einen Ausflug nach Teplitz gemacht, wo sie mit Barnhagen und Rachel zusammentraf, im Hause des Fürsten Clary die große und vornehme Welt sah, und wiederum manches Unangenehme erfuhr; allein eine gewisse innere Unruhe, welche sie dahin getrieben, kehrte auch von dort mit ihr zurück. Sie mußte Jemand mit aller Glut lieben, mußte Jemand mit allen Tugenden und allem Liebreize des in ihr lebenden Ideals schmücken können, um dann vor dem selbstgeschaffenen Götterbilde hinzuknieen und es zu verehren. Wunderbarer Weise fand sie in dem großen geselligen Kreise nur Frau von der Recke für den Nimbus geeignet, in welchen sie den Gegenstand ihrer Zuneigung zu hüllen begehrte; allein jene stand so hoch über ihr und bedurfte ihrer Liebe nicht, sie hatte ihr keine Opfer zu bringen, durfte nicht darauf hoffen, ihrem Leben nothwendig zu werden und so erfuhr sie denn mit Schmerz, daß diese Freundschaft die Sehnsucht ihres Herzens nicht stille. Sie that den Armen wohl, ernährte eine alte Frau, welche im vierten Stocke wohnte, das gab ihr Momente der Freude; doch kein Bollgenügen.

Der Sylvesterabend wurde im Liederkreise begangen, der Minister von Rostiz (Arthur von Nordstern) wählte sie zu seiner Dame, sie beschloß das

Sahr geehrt und gefeiert; allein sie trat das neue nur um so trauriger an. „Diese Zerstreungen tödten mein Talent“, schrieb sie. „Ich bin mitleidig und hülfreich; allein es ist nicht mehr der rechte Ernst in mir, ich verlerne das leise Aufmerken auf das Flüstern des Gewissens, ich lege mir nicht Rechenschaft ab von jeder verlebten Stunde, — ich komme innerlich nicht weiter.“

Das Unerquickliche ihres Lebens durchempfindend, ohne es ändern zu können; denn Umstände, Verhältnisse sind ja viel stärker, als der beste Wille — erlöste sie ein Brief von Hitzig von allen quälenden Gedanken. Der Freund forderte, daß sie komme und ihm beistehe, die Stieftochter, ihr Pflegekind, nach seinen Wünschen in einer Angelegenheit zu lenken, wo diese mehr ihrem Leichtsinne, als der Pflicht Gehör gab.

Freudig vernahm Fanny Tarnow diesen Ruf, alles Uebelbefinden, alle Schwäche, alle Schmerzen waren in der Minute vergessen und ohne weitere Rücksicht auf sich selbst zu nehmen, wurde der Koffer gepackt.

Mit Extrapost ging es fort und zwar in Gesellschaft des schönen, reichen, geistvollen jungen Grafen Kleist, der sie auf dem Wege zum Vertrauten einer

Liebesangelegenheit machte, welche sein Glück begründen sollte. Da er warme Theilnahme fand, so kam er auch ferner mit seinem Vertrauen zu ihr, und sie begann die ihr bis dahin noch fremde Rolle einer mütterlichen Freundin zu spielen, freilich noch mit manchem Ach! als Paranthese; denn, was einer Andern gewidmet war, nun nie selbst mehr beanspruchen zu können, brachte ein Wehe in ihr Herz, wie wenn der Tod seine kalte Hand darauf läge.

Wiederum aber schmeichelte es ihr, den schönen jungen Grafen so oft in ihrer Nähe zu sehen.

Der Aufenthalt in Berlin glich einem Raketenblitzen, so flüchtig und so lebhaft war der Zusammenstoß mit vielen bedeutenden Personen. Ihr alter Gönner Fouqué kam jeden Morgen zu ihr und überschüttete sie mit seinem wohlgemeinten Lobe. Amalie von Helwig suchte sie auf, Houwald war gut und lieb, von allen Seiten kamen Einladungen, Jeder wollte eine Gesellschaft geben, deren Zierde die gefeierte Schriftstellerin sein sollte; daneben beanspruchte Hitzig viel Zeit, das Pflegekind wollte beruhigt sein, und so schwanden im Umsehen die Wochen an Fanny Tarnow vorüber, welche sie diesem Aufenthalte widmen konnte und durfte.

Solch ein Rausch des Daseins brachte in den

stillen Stunden eine doppelte Leere des Herzens, die geistige Exaltation hatte dem schwachen Körper neue Kräfte geliehen, und diese geborgte Stärke ließ denn auch doppelte Schwäche zurück; geistig und körperlich brach sie zusammen, und beklagte sich und ihr Geschick, das sie nie den rechten Frieden, nie das stille Glück am eigenen Heerde finden ließ.

Warm empfingen sie bei ihrer Rückkehr die Freunde, welche sie wirklich entbehrt hatten, und da ihre Abwesenheit nur wenige Wochen gedauert, so war die Lücke, welche dadurch entstanden, auch noch nicht ausgefüllt worden, denn leider! leider! sind diese auf Zeitvertreib gegründeten Freundschaften sonst gar zerbrechlicher Art.

Sie ward jetzt einige Zeit lang durch die Rolle der Vermittlerin bei der Verbindung des Grafen Kleist sehr beschäftigt, und als diese Heirath glücklich zu Stande gekommen, da nahm sich Frau von Fink ihrer so mütterlich gütig an, daß sie wiederum ihre Herzenseinsamkeit nicht bemerken konnte. Diese Dame besaß großen Reichthum und großes Wohlwollen; sie ließ für Fanny Tarnow Zimmer in ihrem Hause einrichten und lud sie ein, täglich an ihrem Tische zu speisen, ihre Equipage zu benutzen und mitzuge-

nießen, was ihr der Himmel in so großem Ueberflusse zugewendet hatte.

So ward denn, Dank dieser Fügung, die äußere Lage der Schriftstellerin eine sorgenlose und glänzende.

Um diese Zeit hatte sie auch die Beruhigung, Helmine von Chezy Dresden verlassen zu sehen. Obwohl Beide sich zu vermeiden suchten, so liegt in solchem Vermeiden immer ein Zwang, der drückt; und von Vergessen und Vergeben war in diesem Falle keine Rede. Jene ging nach Wien, um dort einen Operntext zu vollenden, und wirklich gelang es ihr auch, das Vorhaben auszuführen, die Curyanthe von Weber sollte ihren Namen unsterblich machen.

Fanny Tarnow sah ihr mit einem Gottlob! nach; allein nur zu bald verdrängte die Sorge über ihr eigenes Geschick wieder den heiteren Ausblick. Sie empfand eine gränzenlose Unlust am Schreiben, und doch war dies die einzige Quelle ihres Erwerbes, das einzige Mittel ihrer Selbstständigkeit, die bei zunehmenden Jahren und großer Kränklichkeit sich zu bewahren ihr nothwendig war. —

„Wie ängstigt mich diese Armuth an productiver Kraft!“ schrieb sie in ihr Tagebuch. „Was soll aus mir werden, wenn das so fortgeht! — Es kann nicht

mit mir bleiben, wie es ist, ich werde auf einem rauhen Pfade wieder zur Einkehr in mich selbst zurückgeführt werden. Ach! Hätte ich doch Arbeit, die mit Pflichttreue für mein Haus verrichtet werden könnte und am Abende jedes Tages zu einer gesegneten Ruhe führte. Kann ich, darf ich in dieser Weise aus dem Leben scheiden? — Ich thue nichts Böses; — viele lieben mich und freuen sich an mir; — aber genügt das, um als Mensch in der Kette der Wesen seinen Platz auszufüllen? Vater im Himmel, Du kennst das nicht ausgesprochene Gebet meines Herzens; — um Pflichten ruft es Dich an. Ich fürchte das Glück, welches mir lächelt — ich fürchte diese sorgenlosen Tage im Hause der Fink; — denn wie kann ich innerlich dabei reifen, wie an mir selbst Wohlgefallen finden?

Gestern war bei Tieck eine interessante Vorlesung, und zwar der Kaufmann von Benedig. Gegenwärtig waren die Schauspielerin Wolf aus Berlin, Maltiz*), Duandt, Liedge, Malzburg und Meßerschmidt. Der Letztere ist eine sehr sonderbare Erscheinung — es ist ein durch Gelehrsamkeit, Kenntnisse und Talente ausgezeichnete Mann, das

*) Der lebenswürdige Dichter A. von Maltiz, augenblicklich russischer Geschäftsträger am Hofe von Weimar.

weiß die Welt von ihm; aber wie trat er ein! Ein Mann von einigen 40 Jahren, untersezigem Wuchse, mit schwarzen Zähnen, eine Brille auf, durch die er ganz starr fixirt, ein bunt seidenes Halstuch, schmutzigen Händen, bespritzten Stiefeln und enine knotigen weißen Wanderstab in der Hand. Die Erscheinung war mir auffallend — präsentirt wird man bei Tiefs nie — aber diesen Bären brachte Tiefs zu mir, wie er es gefordert hatte. Ich mußte lächeln; ich bot ihm einen Stuhl neben mir an und unterhielt mich gut und ungezwungen mit ihm. Da es nun einmal meine Bestimmung ist, die Beichte der Männer zu empfangen, nachdem sie eine Viertelstunde mit mir gesprochen, so klagte er mir denn auch sehr bald, daß ihm ein weibliches Wesen fehle, das ihn bilde, und nicht ohne Herzlichkeit sprach er es aus, wie er sich ihr hingeben würde. Das erinnerte mich an einen sehr schönen Aufsatz von ihm über den Einfluß der Frauen auf die Bildung der Männer, und was er äußerte, gefiel mir, so barock es auch aus seinem Munde klang. Beim Weggehen sagte er: „Hören Sie, ich besuche Sie. Sie müssen es mir angemerkt haben, daß ich mich sehr darüber freue, Sie kennen gelernt zu haben. Dazu gab er mir die Hand und drückte meine, daß ich beinah laut aufschrie.“

Jeân Paul ist lange hier gewesen. Er war oft bei mir; allein die Abgötterei, welche man mit ihm trieb, konnte ich nicht theilen; im Gegentheile, er hat die Sehnsucht früherer Jahre, bedeutende Menschen kennen zu lernen, vollends in mir getödtet. Den Einißmus in seiner äußeren Erscheinung, den Mangel an feiner gesellschaftlicher Bildung würde ich dem großen Menschen gern verzeihen; — aber seine Eitelkeit, sein Egoißmus, seine Ueberschätzung von Talent und Rang und vor Allem seine geistige Abhängigkeit von psychischen Bedürfnissen haben mir weh gethan.

Ich glaube fest, daß die Sehnsucht meines Wesens eine Folge meiner Kränklichkeit ist. — Alle unsere Dichter und Philosophen sind von dem Geiste der Zeit, den sie bilden helfen, ergriffen und in ihrer Darstellung der Liebe auf falschen Wegen. Hingebung des Weibes in Liebe ist ihnen das Höchste in der weiblichen Natur, Keuschheit und Züchtigkeit eine bloß gemachte Tugend. So habe ich mir diese Hingebung denn auch immer romantisirt, und in der Bewahrung der weiblichen Unschuld eine Unnatur gesehen, die die bürgerlichen Verhältnisse zur Nothwendigkeit der Klugheit machten. Die Treue

des weiblichen Gemüthes hielt ich nur für Treue in der Liebe. Jetzt weiß ich es, daß weibliche Treue ganz andere Pflichten hat, als eine Treue gegen den Geliebten; diese ist die Tochter jener anderen Treue der Zucht und der Unschuld, die das weibliche Wesen durch und durch heiligt.

Wenn ich mir die Gewißheit verschaffen könnte, daß mein Name verborgen bliebe, ja vor meinem Tode nie verrathen würde, so möchte ich einen Roman schreiben, wie ihn noch nie eine Frau abgefaßt hat, noch abfassen wird; denn er sollte zur Aufklärung des gefährlichen Irrthums dienen, dem man bis jetzt in Bezug auf die Treue nachgeht; man beachtet nämlich nur immer die äußeren Folgen der Verirrungen, und doch ist der Einfluß auf Gesinnung, Glauben, Idealität und Willenskraft viel größer, wichtiger und dazu auch ganz unvermeidlich. Die äußeren Folgen sind mit den inneren, in Bezug auf Seele und Gemüth, in gar keinen anderen Vergleich zu stellen.

Wäre die gute, liebe Fint nicht, so würde ich Dresden verlassen. So ohne Ziel und Zweck zu sein, wie ich, das heißt nicht leben, es ist nur ein Lebens-
traum.

Ich habe nichts mehr zu erstreben, in geistiger Hinsicht wie in sittlicher nichts mehr; mein Leben ist Stillstand, ich bedarf meiner Kraft nicht, denn die Versuchung ist nicht da, es wandelt mich keine Reizung an, die ich nicht auch befriedigen könnte, ich habe keine Prüfungen zu bestehen, keine Selbstüberwindung zu üben; spurlos gleiten meine Tage an mir vorüber, — ohne Kampf und ohne Sieg.

Nur den Schmerz fürchte ich noch, nur die Noth und das Unglück. —

Der Glaube an mich selbst, an meine eigene sittliche Kraft, ist nicht mehr in früherer Stärke vorhanden; denn ich bin nicht geworden, was ich hätte werden sollen. — Bei vielen guten Anlagen erwies ich mich in vielen Punkten schwach; ich war gefallsüchtig und bin es noch; mein Verstand ist gebildeter, mein Geist reifer; aber der eigentliche Kern des Lebens, die sittliche Kraft, sie hat sich nicht verstärkt; im Gegentheil, sie ist erschlafft, ich lasse mich gehen, wo ich früher kämpfte. Mein Verstand schützt mich vor mancher Klippe meiner üblen Neigungen, z. B. läßt er mich in meinem Alter die Coquetterie vermeiden, weil ich dadurch lächerlich erscheinen würde; denn als weibliches Wesen den Männern noch gefallen zu wollen, ist unmöglich; dafür aber suche ich durch

meinen Geist zu glänzen. Ist das nun aber Verdienst? — Heißt es eine böse Anlage besiegen, wenn ich sie in einer anderen Form geltend mache? — Bin ich besser darum? Ist meine sittliche Kraft stärker?

Dann offenbart sich mir jetzt eine große Lücke in meinem Wesen, die Elemente, auf denen dieses ehemals ruhte, Schmerz, Liebe, Sehnsucht, haben sich mir entfremdet, als nothwendige Folge der entschwundenen Jugend; allein sie sollten nur das irdische abgestreift, sich zur Sehnsucht nach dem Ewigen, zur Liebe gegen Gott verklärt und veredelt haben; dies ist aber nicht der Fall. Ich bin mit dem Leben mehr und inniger befreundet, denn je, und das bloß durch die Gewohnheit des Lebens. Der gesellige Verkehr tritt zwischen Gott und mir, und schadet meiner Seele; dennoch kann ich ihn nicht entbehren. Ich vergeude manche schöne Stunde, mein innerer Friede leidet dabei, und dennoch setze ich dies Spiel der Eitelkeit fort. Soll mich das nicht verdrießen?

Müßte ich als Hausfrau für Mann und Kinder arbeiten, so wüßte ich doch am Abend, daß ich mein Tagewerk gethan hätte, und Gottes liebes Kind wäre; — aber nun, wo ich kein anderes Geschäft habe, als zu schreiben und zu lesen und mich und

Andere zu amüsiren, nun werde ich matter und matter.

Was soll ich thun? Wo mich nützlich machen? Wo in Anderen fördern, was in mir selbst verloren ist?

Wohl bin ich einigen Menschen werth, die Fink, meine Schwester Betty lieben mich innig, ich gehöre zu ihrem Glücke; — ich thue auch wohl ein klein wenig Gutes hier und da; allein alles das genügt mir nicht, weil meine Selbstachtung nur durch die Erfüllung einer ernstern Pflicht, eines angestregten Tagewerkes Befriedigung fände.

Frage ich mich aber, was ich thun möchte, oder was ich leisten könnte, so muß ich mir gestehen, daß ich zu wenig Lebensverhältnissen noch taue.

Als Hausfrau würde ich meinen Platz ausgefüllt haben; thätig, umsichtig, verständig und sparsam hätte ich mich da erwiesen. Kinder zu erziehen, besitze ich kein Geschick. Ein Kind bedarf Liebe und Hingebung; ich konnte mich nie hinreichend von mir selbst ablösen, um in die kleine Welt dieser kleinen Leute hinabzusteigen, und wo ich sie zu mir hinaufziehen wollte, schuf ich eine Unnatur. Ich darf also an diesen Zweig der Beschäftigung nicht für mich denken.

Vorleserin bei einer Fürstin könnte ich werden; allein das würde nur meine äußere Lage sichern, der inneren Armuth wäre dadurch nicht abgeholfen — meine Sehnsucht nach Zurückgezogenheit nicht gestillt.

XIII.

Der Abend des Lebens.

Man kann lange leben, ohne die Erfahrung zu machen, was das Leben bedeutet und was es von uns fordert.

Fanny Tarnow.

Es tritt für jede Frau ein Moment ein, wo sie innerlich von dem Leben scheidet. An dieser Grenze des Daseins finden wir Fanny Tarnow muthlos in eine öde Zukunft starrend, unbefriedigt von der Gegenwart, der Vergangenheit mit kleinen Anwandlungen von Reue gedenkend. Sie wußte, daß manches in ihrem Leben hätte anders sein können, anders sein müssen; allein wer wußte das nicht? Es kommt ja uns Allen jede bessere Einsicht meist zu spät! Die Umstände, die gebieterischen, locken uns, das zu thun, was wir nicht gethan zu haben wünschten, und doch, hätten wir es ändern wollen, nicht zu ändern ver-

mocht haben würden; denn über sich selbst kann Niemand hinaus, man vermag mit dem gegebenen Pfunde zu wuchern, und seines Schicksals Schmied zu werden; allein Eigenschaften, die man nicht besitzt, eignet Niemand durch den Willen sich an, man muß die eigenen Mängel und Fehler in Geduld tragen.

Es blieb ihr nichts mehr zu erreichen, zu erstreben, selbst der Ehrgeiz hatte sein Genüge gefunden, auch als Schriftstellerin glaubte sie an kein Vorwärts mehr, sie stand auf dem Gipfel dessen, was sie an Applaus von der Welt zu erhalten vermochte; wie ein König, der seine Krone ablegt und in das Privatleben zurückkehrt, so hätte auch sie dem Strome der Menschen entfliehen mögen, deren Lob sie jetzt mehr betrückte, als erfreute. Allein, wohin sollte sie ihre Schritte wenden? Wohin? —

Ihr blieb die Sorge für den Unterhalt, und diese kummervolle Sorge machte sie jetzt doppelt kleinmüthig. Sie mochte nicht schreiben und sollte doch schreiben. Dabei mußte sie, obwol innerlich traurig, vor den Menschen heiter erscheinen und ihre Rolle fortspielen; — und wer hätte auch Mitleid gehabt mit dem, was sie litt? —

Diese Pein, das jetzt noch scheinen zu müssen, was sie nicht mehr war, ein Weltkind, das Anderen

zu gefallen seine Lebensaufgabe sein ließ, erschöpfte ihre Kraft; immer leidender wurde sie, bis ein ernstes Siechthum sie an das Lager fesselte. Sie hoffte, daß Gott sie jetzt gnädig zu sich rufen würde; doch hatte er es anders beschlossen; noch manche schwere Prüfung sollte die Arme bestehen, bevor die Stunde schlug, wo sie endlich sagen durfte: Herr! in Deine Hände befehle ich meinen Geist.

Ihre Krankheit, welche durchaus nervöser Art war, fiel auf ihr Gesicht und beraubte sie des Augenlichtes. Nacht wurde es um sie, wie es lange schon Nacht in ihr gewesen. Das war eine schwere Prüfung. —

Jetzt galt es zu erfahren, ob sie in den Kreisen der Welt nur Bekannte gezählt, oder auch Freunde.

Der Kranke kann nicht zur Unterhaltung beitragen, nicht mit den Frohen froh sein, nicht Lustbarkeiten theilen, welche jene zu ihrem Geschäfte machen; was soll er ihnen noch? — Man vergißt ihn. —

So handelt die Mehrzahl; allein einige treue Seelen bleiben immer noch übrig, in deren Herzen die Blume des Mitleids aus himmlischem Samenkorn empor sproßt, und diese suchen ihre Freude, wo Andere nur Langeweile noch finden.

So war denn Fanny Tarnow nicht verlassen, Rath, Trost und Theilnahme ward ihr in diesen

schweren Monden, während sie ihr Herz von allem Erdenweh frei zu machen suchte. Man sann für sie auf Mittel, eine Existenz zu gründen, die sie, bei ihrem getrübbten Augenlichte, nicht mehr zu sichern vermochte, und fiel auf den glücklichen Gedanken, eine Herausgabe ihrer sämmtlichen Werke zu veranstalten, auf die eine Subscription eröffnet wurde. Die Unterschriften bewiesen, wie bekannt sie in allen Kreisen der Gesellschaft sei, und eine Summe von 5000 Thln. war das Ergebniß dieses Bemühens; als sie genas, sah sie dadurch wenigstens die erste, große Sorge von sich entfernt. Das Haus Harkort nahm das Geld in Empfang und verzinstete es ihr mit 5 Procent.

Außerdem setzte ihr ein Freund, Mr. Charles Wigram, eine Rente von jährlich 50 Thalern aus. — Der reiche Adel ihres Vaterlandes ließ sich von diejem Fremden beschämen. Nie hatte er ihrem Talente eine Anerkennung gezollt; auch in ihrem Leiden geschah von Mecklenburg aus nichts zu ihrer Unterstützung. Ein Engländer mußte dies thun. — Ihre geliebte Schwester Betty lebte in dem reizenden Städtchen Weißenfels an der Saale und vertrat dort Mutterstelle bei zwei verwaissten lieben Kindern der Familie von Funk. So glaubte Fanny Tarnow jetzt

ihrer Sehnjucht genügen und in dieser Zurückgezogenheit sich ein Asyl gründen zu müssen, welches ihrem Herzen Genüge böte.

Sie schied denn auch den 16. December 1829 von dem schönen Dresden, wo sie, trotz aller Genüsse, welche die Kunst ihr hier geboten, und trotz der äußerlich glänzenden Tage, innerlich so arm sich gefühlt hatte, wie nie zuvor in ihren trübsten Tagen.

Ihre bis dahin magere Gestalt nahm von jetzt an ein Enbonpoint an, welches ihr das Ansehen einer alten Frau gab. Sie verlor die Zähne, die sie durch keine künstlichen ergänzte, so wie sie überhaupt wenig Werth noch auf ihre Kleidung legte. Als ihre Augen besser wurden, versuchte sie aus dem Französischen zu übersetzen, und da sie jeden Morgen einen Bogen zu schreiben im Stande war, der ihr mit 3 Thalern honorirt ward, so wurden ihre Umstände dadurch nicht nur gebessert, sondern wirklich gut. Sie war nicht nur aller Sorge entledigt, sondern konnte sich auch große Behaglichkeit schaffen, ihre Freunde bei sich sehen und einen geselligen Verkehr pflegen.

Die Krankheit hatte ihr den Uebergang zum Alter erleichtert, sie hatte mit ihrer Erblindung die nöthige Resignation gewonnen, um dem ihr so reizlos scheinenden Leben die Stirn bieten zu können, sie war

ergeben in ihr Geschick, und dankbar, daß es ihr jetzt so über Erwarten gut erging.

Ihr Interesse an der Literatur war ihr geblieben, verlor sich auch bis zum letzten Hauche ihres Lebens nicht; sie las alles Neue, freute sich an allem Schönen, tadelte nie gern.

Bald gewann sie auch in diesem Städtchen einen Kreis wohlwollender Menschen, deren Umgang ihr lieb war; besonders aber schloß sie sich der Jugend an; Hoffnungen und Freuden, auf die sie selbst verzichtet, sah sie für diese noch in Aussicht und erfrischte sich an den Blüten ihres Daseins. Sie war eine Freudenspenderin für die jungen Mädchen des Ortes. Wahrhaft schön war ihr Verhältniß zu diesen und ihr mütterlich warmes Wohlwollen, womit sie sie für den Cultus des Schönen zu gewinnen suchte.

Von ihrer Vergangenheit sprach sie natürlich gern, und wunderbarer Weise traten dann alle Schatten derselben zurück, während die lichten Seiten alle ein doppeltes Prisma erhielten. Ob dies eine Schwäche war, ob eine Tugend, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Einmal auch noch war die scheidende Sonne ihres literarischen Ruhmes neu zu leuchten bestimmt, sie schrieb „Zwei Jahre in Petersburg“ anonym, weil sie sich selbst jetzt mißtrauete, und genoß die Freude,

das Buch bei Brockhaus erscheinen und nach allen Seiten hin mit dem höchsten Lobe genannt zu sehen. Sie wäre hierauf gern zu eigenem Schaffen zurückgelehrt; da sie aber keinen Stoff behandeln konnte, in welchem sie nicht Selbsterlebtes hineinzulegen vermochte, so wollte ihre Stimmung sich den ihr innerlich fremden Verhältnissen nicht leihen und nach mehreren kleinen Versuchen stand sie ganz davon ab. Sie zehrte ihr kleines Capital auf und sah mit Sorge dessen Schwinden. Es hat für ihre Bestattung noch ausgereicht. Zu Ihrem letzten Weihnachtsfeste sandte ihr, auf meine Bitte, Dr. Franz Dingelstedt sehr freundlich 100 Thaler im Namen der Schillerstiftung. Der Engländer Wigram überlebte sie und ließ auf ihrem Grabe ein Kreuz errichten.

Ihre Schwester Betty war, nachdem sie ihre Pflegebefohlenen abgegeben, zu Hitzig nach Berlin gegangen. Auch sie bedurfte zu ihrem Glücke der Kinder und der Liebe von Kindern, Beides aber fand sie dort in den Enkeln dieses herrlichen Mannes, welchen das Unglück getroffen, seine Tochter, die Generalin Beyer zu verlieren. Hier fügte es sich, daß sie mit dem Kriegsrath Kaufmann bekannt wurde, und diesem die Hand reichte.

Wie natürlich, zog es Fanny Tarnow nun öfter

nach Berlin. Dazwischen besuchte sie im Winter Frau Auguste Harfort in Leipzig, die, gleich ausgezeichnet durch Verstand und Herz, ihr eine stets treue Freundin blieb, bis der Tod sie, die jüngere von Beiden, zuerst abrief.

Auch Dresden sah sie wieder, mit welchen Empfindungen das erste Mal, bleibe ungesagt; denn es schaute sie an mit den Augen der letzten Jahre von Hoffnung auf Glück, und die zerronnenen bunten Blasen brachten ihr Wehmuth. Sie gewöhnte sich indessen daran, sich selbst in veränderter Gestalt vor diesen Spiegel ihrer Erinnerung zu stellen, und konnte sie dabei auch kein Gefallen an sich finden, so lernte sie sich doch ertragen.

Auch hier besaß sie den Schatz einer wohlwollenden Freundin, der Frau Majorin Serre auf Maxen, welche nicht abließ, ihr Alter mit allen Freuden zu schmücken, welche ihr gutes Herz zu ersinnen vermochte.

Doch blieb immer noch ein kleiner Schimmer von Unruhe und darum Neigung zur Veränderung in der jetzt mehr und mehr von körperlichen Leiden Heimgesuchten übrig; und so verließ sie nach 12 Jahren Weisensfels und siedelte nach Dessau über. —

Das Glück, sich Freunde zu gewinnen, verließ sie auch

hier nicht, die vortrefflichsten Menschen wurden ihr geneigt und bemühten sich, ihre letzten Lebenstage mit kleinen Dingen zu zieren, welche die Vergißmeinnicht auf jedem Lebenswege sind. Trotzdem wurde es immer einsamer um sie, Leiden aller Art suchten sie heim, sie ersehnte den Tod, der sie nicht finden wollte, bis endlich im Frühling des Jahres 1862, als eben die Rosen blühten, ihr müdes Auge sich schloß. An ihrem Lager stand die von ihr so geliebte Schwester Betty und weinte heiße Thränen ihr nach. Ein warmes Herz hatte zu schlagen aufgehört, ein Herz, das nur lieben, nur beglücken wollte, und nie das rechte Licht und nie die rechte Stätte für seine Thatkraft fand. Armes Herz! Wohl Dir, daß Du zu schlagen aufgehört! Du fandest keine Heimath auf Erden: Friede sei Deiner Asche! —

E n d e.

Druck von J. Draeger's Buchdruckerei (G. Feicht) in Berlin.



